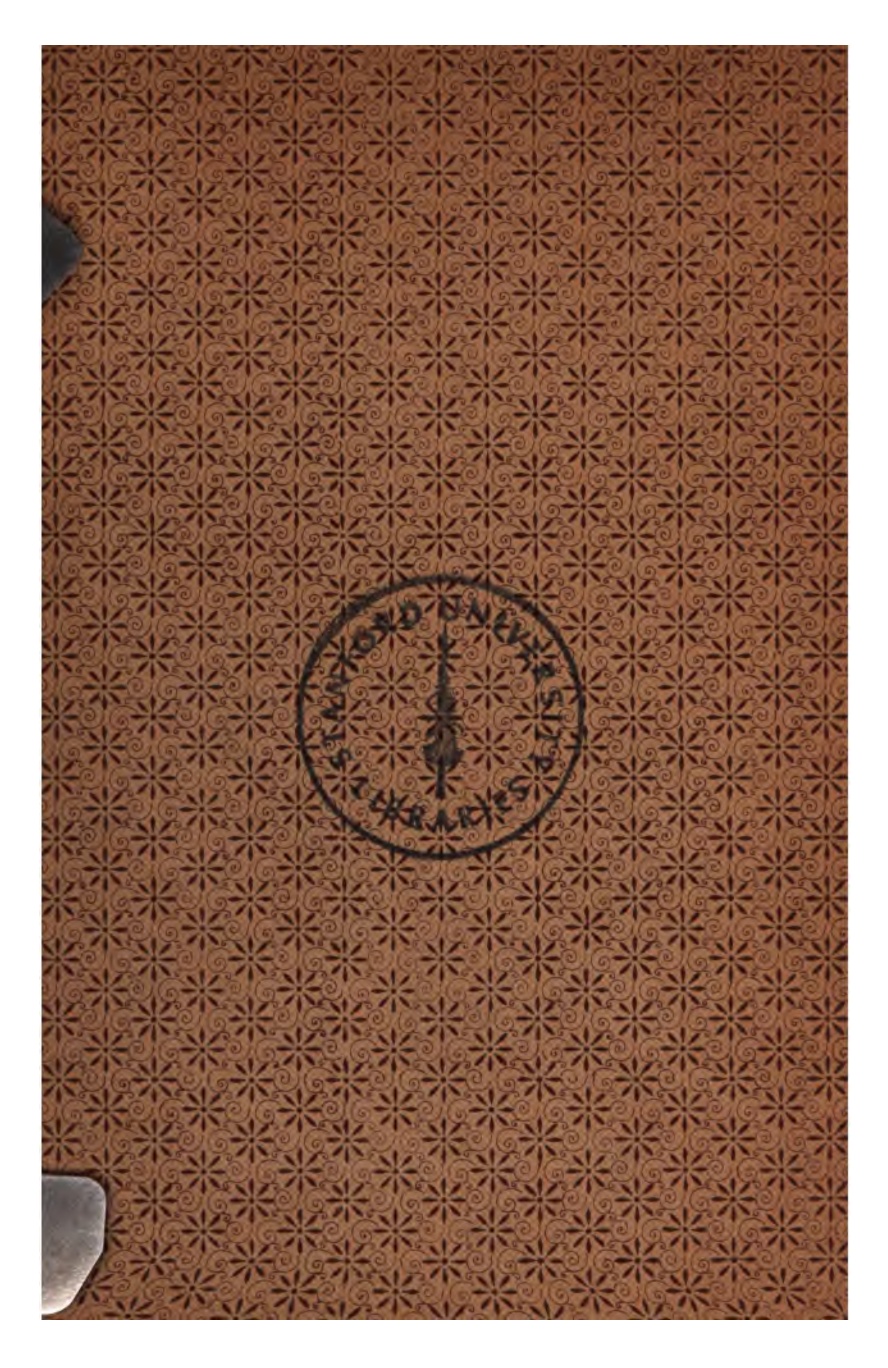
Bilder
aus dem Berliner Leben.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Bilder

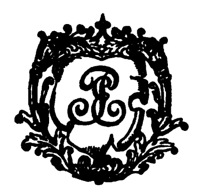
aus dem Berliner Leben.

Bilder
aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Neue Folge.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

Inhalt.

Vorwort.

Diese neue Folge der „Bilder aus dem Berliner Leben" enthält diejenigen Stücke, welche während der letzten drei Jahre geschrieben worden sind. Ich habe jedes einzelne derselben nach dem bereits im ersten Bändchen beobachteten Verfahren und aus dem gleichen Grunde mit dem genauen Datum seiner Entstehung bezeichnet und die wichtigeren seitdem eingetretenen Veränderungen unter dem Texte kurz angedeutet. Denn auch hier ist es mir nur vergönnt gewesen, manches Bild in seinem letzten Augenblick aufzunehmen. Ein großer Theil des Innern von Berlin ist in völliger Umgestaltung begriffen. Einiges von Dem, was charakteristisch war für die Gegend am Oranienburger Thor mag den Druck dieses Büchleins kaum überleben, weite Strecken vor dem Schönhauser Thor sind neu bebaut worden und der Mühlendamm wird niedergerissen. Man wird sich darüber zu trösten wissen; aber auch dieser Trödelmarkt war eine „pars magna" des alten Berlins, welches bald nur noch in der Erinnerung sein wird.

Die freundliche Aufnahme, welche das erste Bändchen der „Bilder" gefunden hat, macht es mir leicht und angenehm, dieses zweite folgen zu lassen. Es ist aus den gleichen Anregungen hervorgegangen, und was ich, mit Bezug darauf, in der Vorrede zu jenem gesagt habe, gilt auch für dieses. Eines freilich, was ich dort angedeutet, hat sich als gefällige Täuschung erwiesen. Denn wenn ich nun auch, allgemein gesprochen, die verschiedenen Districte Berlins, Ost und West, Süd, Nord und Centrum durchschritten und das, was an jedem von ihnen mir eigenthümlich erschien, zu verzeichnen mich bemüht habe, so fehlt doch viel, daß diese mancherlei „Bilder" sich schon zu einem „Bilde" des Berliner Lebens, auch nur von seiner Oberfläche gesehen, zusammenschlössen. Ganze Gebiete liegen noch vor mir; jeder Gang in die Stadt zeigt mir, daß der Gegenstand so wenig erschöpft ist als meine Freude daran, und wenn ich nur annähernd etwas Aehnliches bei den Lesern voraussetzen dürfte, so wollte ich nicht dafür stehn, daß ich mich eines Tages vielleicht nicht noch einmal an die liebgewordene Arbeit machte. Vielleicht! — Denn in meinem Alter des Lebens darf man nicht mehr versprechen, sondern nur noch — hoffen.

Berlin, im März 1887.

J. R.

Die frühen Leute.

(Wintermorgen in Berlin. Februar, 1886

Ja freilich bin ich einer von Denen, die frühe Stunden halten — mögen meine Freunde darum nicht weniger gut von mir denken! Ich liebe die späten Gesellschaften nicht; ich bin nicht glücklicher, als wenn ich des Morgens aufstehen kann mit klarem Kopf und erfrischter Lust zu den täglichen Geschäften. Ich mag mir des Abends, wenn andere ehrliche und gesetzte Leute zu Bette gehen, nicht den Frack anziehen, um mich in Säle zu begeben, die von Gas und Hitze strahlen, unter einen Haufen geputzter Herren und Damen, die mir (und meistens auch sich unter einander) gleichgültig oder langweilig sind; mit denen ich Gespräche führen muß, die weder sie noch mich interessiren, bald mit Diesem, bald mit Jenem, um die Zeit hinzubringen, Gespräche, die keinen Anfang und kein Ende haben. Auch die Musik zwischen elf und zwölf ist mir fatal, und ich glaube, diesen Herren und Damen nicht minder, die den Augenblick nicht erwarten können, bis sie sich, hungrig wie die Wölfe, nach Mitternacht zur Tafel

setzen, — wenn sich nicht etwa, zum Schrecken Aller, ein Büffet aufthut, wo die Hand und Gabel Jedes gegen Jeden erhoben ist — und dann Gott noch mehr als ihren Wirthen danken, wenn die Sache zuletzt überstanden — um morgen Abend von Neuem anzufangen und jeden Abend, drei Monate lang, den ganzen Winter hindurch, sich zu wiederholen.

Wer mich vergnügt sehen will, der muß in eine von den kleinen Wirthsstuben kommen, in denen man an Tischen von unpolirtem Eichenholz sitzt. Die Platten sind so weiß und so rein gescheuert, daß man alle Masern und Adern des ursprünglichen Wuchses darin erkennen kann; und dies allein schon würde hinreichen, mir ein Gefühl des Behagens zu geben. Wenn ich eintrete, pflegt es noch still zu sein; kaum, daß hier oder dort, an dem einen Tisch oder dem andern, ein früher Gast sitzt, gleich mir selber. Die Lichter brennen nur halb, und der Kellner, der mich kennt, gibt sich keine Mühe, sie höher zu schrauben. Denn er weiß, daß ich die mittlere Helligkeit und die mittlere Temperatur bevorzuge. Er kennt mich und meine Gewohnheiten, und meinen Platz; wir haben uns nicht sehr viel zu sagen und hegen doch die größte Hochachtung vor einander. Er bringt mir meinen Wein und mein Couvert und meine Zeitung, und läßt mich alsdann allein. O, wie die Einsamkeit Einem wohl thut in solch' einer gemüth=

lichen Wirthsstube! Sich endlich einmal ganz selber zu gehören — kein überflüssiges Wort sprechen, keine leere Frage beantworten zu müssen, thun und denken zu dürfen, was Einem gefällt — oder auch gar nicht zu denken — zu träumen! Und wie vielerlei, wie schön läßt sich träumen vor einem Glase mattgelben jungen Moselweins, in dem die feinen Schaumperlchen auf- und niedersteigen! Von den sonnigen Bergen, an denen er gewachsen, von den lieblichen Thälern und dem vielfach gewundenen Flusse, von den alterthümlichen Städtlein an seinen Ufern, ihren hügeligen Straßen, Kirchen, Schlössern und sonstigem Gemäuer — von der Augusta Trevirorum, dem herrlichen Trier, von der Porta Nigra, der Arena, den Kaiserpalästen, in einer Landschaft und unter einem Himmel, die — ich weiß nicht welchen Zauber südlicher Weichheit athmen, daß sie, vor anderthalbtausend Jahren, den Römern Constantin's die Täuschung der fernen, transalpinen Heimath gaben und heute noch uns, den Nachkommen der Barbaren, Sehnsucht erwecken, unendliche, ungestillte, nach der Stadt, die vor allen andern Städten war, und noch immer ist — bis wir ihn auftauchen sehen, aus dem Morgengrau, den gelben Tiber — bis er uns zum ersten Male seine Fluth entgegenrollt — mit einem grünen Thalkessel und scharf umrissenen Gebirgskamm, mit Cypressen und Pinien, und einer weidenden

Schafheerde und einem Hirten im Ziegenfell, mit dem weiten Blick über die bläulich schimmernde Campagna und dem weißen Aquäduct und dem schwärzlichen Steinhaufen und der mächtigen Kuppel, von der aufgehenden Sonne vergoldet — bis der Zug in die Halle einläuft und der Schaffner, die Thüren öffnend, von Wagen zu Wagen ruft: „Roma!“ . . . .

Nun, meine Herrschaften, ist es Zeit, daß ich gehe. Denn ich kann auf die Minute berechnen, wie lang ich gebrauche, um von meinem Glase Brauneberger bis nach Rom zu gelangen. Jedesmal, wenn der Zug hält und der Schaffner ruft, ist auch der Moment da, wo das Stübchen sich mit Leuten füllt, die nicht vom Forum oder Capitol, sondern aus dem Königl. Schauspielhaus oder Deutschen Theater kommen — braven Leuten, die gewaltigen Hunger und nicht minderen Durst haben, und denen ich alles Gute wünsche, so wie es mir vorher zu Theil geworden ist. Gemächlich mach' ich meinen Heimweg durch die klare Winternacht, und es hat noch nicht elf von meinem Kirchthurm geschlagen, Ihr könnt Euch darauf verlassen, so suche ich mein Lager, in der frohen Erwartung einer guten Nacht und eines guten Morgens.

Aber solch' ein Wintermorgen kommt langsam, langsam; und ich bin gar nicht unwillig, wenn ich,

von einer Zeit zur andern erwachend, dem Gange der Nacht folgen kann. Wann wird es einmal still, ganz still in einer Stadt wie Berlin? Der Platz, an dem ich wohne, gehört nicht zu den lauten Gegenden; keine Verkehrsstraße berührt ihn, bei Tage wenig lärmend, verstummt er gänzlich bei Nacht. Nur aus weiter Ferne, ringsumher, wie das Branden des Meeres hinter den Dünen, vernehm' ich das Leben der Hauptstadt, das wohl etwas schwächer wird, aber niemals ganz erstirbt. Da läuft noch ein später Eisenbahnzug ein oder aus, und ich höre den Pfiff der Locomotive, ganz weit und ganz schwach. Das Rollen der Wagen ist zu einem monotonen einschläfernden Geräusch gedämpft, das jetzt sich im Umkreis zu verlieren scheint, jetzt erneut aus demselben hervorbricht — wie das Meer zur Ebbezeit immer weiter zurücktritt und doch immer wieder anschlägt. Es sind die Wagen und Equipagen, in welchen die geputzten Herren und Damen, die sich eben „gesegnete Mahlzeit" gewünscht haben, nach Hause fahren. Manchmal verirrt sich ein solches Gefährt, das mit müdem Geraffel über die Steine holpert, auf unsern Platz; denn wenn abseits der Welt, leben wir doch nicht völlig außer der Welt. Der Wagen hält; ich höre, wie der Kutschenschlag geöffnet wird — oder ich höre vielmehr, wie man sich alle Mühe gibt, ihn zu öffnen, ohne daß er

Miene machte, sich zu rühren, eben so wenig wie der Kutscher. Worauf das ganze Bild vor meiner Seele steht: er, der Treffliche, fest in seinen dicken Mantel gewickelt, mit der Fuchsbalgkappe über den Ohren und den pelzgefütterten Stiefeln bis über die Knie — beide unbeweglich, der Kutscher und der Kutschenschlag, als ob die Sache sie nichts anginge — was, im Grunde genommen, doch auch der Fall ist. Es ist, als ob es sie nur interessire, zu sehen, wie die Nachtgäste sich aus ihrer schwierigen Lage befreien. Und sie müssen es sich wohl gefallen lassen und fertig zu werden suchen, so gut sie können. Denn wir, auf unserm Platze, sind bescheidene Leute; wir fahren nicht erster Classe, wenn wir eine Droschke zweiter Classe haben können. Endlich, endlich fliegt der Schlag auf und wieder zu, das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung, verliert sich, ich weiß nicht in welcher Richtung, und nun ist es eine Weile still — so still, daß ich das Ticken meiner Wanduhr vom Gange her deutlich vernehmen kann. Trauter Klang — Musik aus der Kinderzeit! Diese Uhr ist so alt — so alt wie ich denken kann. Sie stand im Elternhaus, auf dem Treppenabsatz; ich habe ihr Tick-tack schon als Knabe gehört, genau so, wie ich es jetzt höre, hier, in der Winternacht, in Berlin. Ah, wenn sie sprechen wollte, wie viel könnte sie verrathen — wie viel erzählen von Dingen, die nur sie gesehen

— von schlaflos stürmischen Nächten des Frühlings und der Jugend; von Sommernächten, voll vom Rauschen des einsamen Mühlbachs, voll von Düften des Jasmins, voll von leisen Gesängen! . . . Aber es ist gut, daß ich es jetzt allein bin, der ihre Sprache noch versteht.

Und sie beschämt noch, in ihren alten Tagen, den Kirchthum auf dem Platze, der so viel jünger ist. Denn dieser, mit seiner großen Uhr und seinen vier Zifferblättern, ist ein recht unzuverlässiger Gesell — ich will nichts gegen ihn sagen, beileibe nicht — denn auch ihn habe ich sehr lieb, ich könnte nicht ohne ihn leben und er würde mir sehr fehlen, besonders in den Nächten, wenn er einmal ganz schwiege — was er übrigens, bei plötzlichem Witterungswechsel, auch manchmal thut. Mag die Thurmuhr falsch schlagen, wenn sie nur schlägt! Sie ist für mich die Stimme der Nacht, wobei ich freilich — um der Wahrheit die Ehre zu geben — nicht verschweigen darf, daß sie bei Tage manches Unheil anrichtet. Keiner traut ihr und Alle berufen sich auf sie — der Barbier, wenn er zu spät kommt, die Köchin, wenn sie mit dem Mittagessen nicht fertig wird, das Hausmädchen, wenn sie Sonntags von ihrem Ausgang nicht zeitig zurück ist. Aber laßt sie, wir haben Alle unsere Fehler — Menschen und Kirchthürme; wir müssen Nachsicht mit einander

üben, und darüber schlaf' ich in Frieden wieder ein — schlafe, schlafe, bis mich Etwas weckt wie der Schlußaccord einer verhallenden Melodie, die sich seltsam mit dem Traumzustand des Erwachens zu vermischen scheint, — wahrhaftig, es ist der Kirchthurm, von welchem es Dreiviertel schlägt! Dreiviertel! Wenn man nur wüßte, was folgen wird! Es ist noch dunkel. Nur ein Schimmer der Gaslaternen stiehlt sich von unten herauf durch die freigelassene Ritze der Jalousien und wirft einen zitternden Lichtstreif an die gegenüber stehende Wand. Ganz vereinzelt und sehr weit entfernt läßt sich das Rollen eines Wagens vernehmen — ist es der letzte der späten Gesellschaften, ist es der erste der frühen Arbeit — ist dies der Moment, wo das Ende der Nacht und der Anfang des Tages in Berlin einander begegnen? Noch bevor ich die Frage mir beantwortet, bin ich wieder eingeschlafen, und wenn ich, nach einem gesunden und festen Schlaf, in dem mich nichts mehr stört, wieder erwache, schlägt es abermals; und jetzt, auch wenn ich die Schläge nicht zählte, würde ich wissen, daß es sechs Uhr ist — sechs Uhr früh. Denn diese Stunde hat ein ganz eigenes Colorit des Tones, das sie von allen anderen Stunden des Tages und auch der Nacht unterscheidet. Es ist nicht mehr der vereinzelte Stoß oder Laut, der durch die Stille dringt: es ist das

Erwachen der Hauptstadt, das ich in tausend Zeichen aus der Entfernung vernehme, die Wiederkehr des allgemeinen Lebens, das auch das meine weckt und in Spannung setzt. Diese Stunde möcht' ich, könnt' ich nicht verschlafen: es ist, als rausche die Fluth näher und näher heran, bis der Augenblick kommt, wo auch ich mich wieder hineinstürzen darf. O, diese Verkünder des neuen Tages, mit Allem, was er Unbekanntes, Unvorhergesehenes, Ueberraschendes in sich bergen mag — wie ich sie liebe! Da ist wieder der Pfiff der Locomotive — jedoch so viel heller, freudiger, hoffnungsreicher; wer weiß, welchen glücklichen Menschen sie heute zur Heimath, zu den Eltern, zur Braut, zur Geliebten bringen wird! Ah, so jung zu sein, wie er — wie er, klopfenden Herzens, dem schnellen Zuge noch vorauszufliegen durch die Winterlandschaft, zum ersehnten Ziele hin . . . . Und immer neue Laute, nicht mehr in weiten Zwischenräumen auftauchend und wieder dahinsterbend, nein, mit scharfem Accent einsetzend in die wachsende Bewegung, die von allen Seiten zur Stadt drängt, in ihre Straßen und auf ihre Märkte; und nun auf einmal ein leichtes Wägelchen, das in munterem Tempo herankommt und mit einer Art fröhlichen Allegro's über den Platz rennt. Wenn ich das höre, nach dem zuweilen schweren Andante der Nacht, dann ergreift Freude mein Herz — denn es ist der Milchmann,

der Milchwagen. Er kommt zwar nur von Schöneberg oder Wilmersdorf — aber er kommt doch vom Lande und bringt uns die gute Milch — und dem ersten folgt der zweite, und dem zweiten der dritte; und wo sie halten in der Nachbarschaft, diese traulichen Gespanne mit dem mageren Pferdchen und den blechernen Kannen, da wird es lebendig, da geht es hinein und heraus, da wird Feuer angezündet auf dem Herde, da steigt Rauch aus den Schornsteinen und da fangen die Kaffeemühlen an zu klappern . . . Nein, nein, ich bin Keiner von Denen, die das Leben unerträglich und den folgenden Tag noch langweiliger finden, als den vorhergegangenen; ich, im Gegentheil, finde, daß jeder neue Tag die Verheißung von etwas Besserem in sich trägt, und daß das Alltägliche das Beste von Allem ist; und so lange noch der Milchmann und der Milchwagen kommen, bin ich zufrieden.

Jetzt ist sieben Uhr nicht fern; der Wintertag in Berlin beginnt und seine Boten sind geschäftig, die uns unser leibliches und unser geistiges Brot bringen, die für uns sorgen, die geräuschlos ihre Arbeit thun, halb noch unter dem Schleier der Nacht, damit Alles hübsch in der Reihe sei, wenn wir aufstehen. Aber ich muß mich eilen, wenn ich sie noch erblicken will. Denn diese frühen Leute sind pünktliche Leute; sie lassen nicht auf sich warten, aber sie

warten auch nicht, und den Tag wollt' ich nicht loben, wo wir nicht, Jeder von uns den Andern, zu genau derselben Zeit an genau derselben Stelle träfen. Der Erste von ihnen ist fast eine mythische Figur, nur sichtbar im Zwielicht, wenn die Nächte am längsten und die Tage am kürzesten sind. Dann sehe ich ihn wohl über den Platz schreiten, den Laternenmann, und phlegmatisch eine Flamme nach der andren auslöschen, die schläfrig sind wie vom langen Brennen; und im Halbdunkel mit seinen hohen Häusern und schneebedeckten Dächern liegt dann dieser kleine Ausschnitt der Welt vor mir. Aber im Morgengrau, wie wohl thut diese erste Spur der Helligkeit, die dem Anbruch des Tages vorausgeht — des wirklichen Tages, der unsre Kraft aufs Neue herausfordert und uns die Welt gleichsam zum zweiten Male schenkt; und wie köstlich ist der Anhauch der frischen, herben Winterluft, wenn er, Lebenslust und Freudigkeit weckend, uns zuerst entgegenweht, und mit all' diesen Zeichen und Verkündigungen rings um uns her eine Stimme wie die des Predigers in uns spricht: „Es ist das Licht süße und lieblich die Sonne zu sehen" .... „Morjen, Morjen!" schallt es hinüber und herüber. Eine eigene Population bewegt sich in der kleinen Straße. Es ist der Bäckerjunge, der mit dem hohen Korb auf den Schultern daher kommt, und die Zeitungs-

frau, welcher ein nicht minder gefüllter Korb am Arme hängt. Der Bäckerjunge trägt schwer an dem Ernste seines Berufs; er unterscheidet sich von allen andern Jünglingen dieser Stadt. Er pfeift nicht, er treibt keinen Unfug — Nichts reizt weder seine Neugier noch seinen Muthwillen, und sein einziges Vergnügen scheint darin zu bestehen, daß er mitten durch die Sperlingsschar geht, welche jetzt, am Tische des Ueberflusses schwelgend, sich auf einem leeren Droschkenstande niedergelassen hat und die verstreuten Körner aufpickt. Aber die Berliner Sperlinge haben nichts von der Ursprünglichkeit ihrer Natur eingebüßt; sie sind die frechsten, die man sich denken kann, und thun dem Bäckerjungen nicht einmal den Gefallen, fortzufliegen. Denn sie kennen seine Gemüthsart. Die Zeitungsfrau dagegen ist ein muntres Wesen in gesetzten Jahren, und mit einer Art mütterlichen Wohlgefallens sieht sie auf ihren jungen Freund herab, wenn er ihr, in der mehlbestaubten Kappe und mit dem Geruche frischen Backwerks vor sich her, an den Thüren begegnet. Friedlich in ihrem Tragkorb, wie gute Kameraden, schlummern neben einander Regierung und Opposition, Freisinn und Reaction, Culturkampf und Socialdemokratie; und mit derselben Liebe trägt sie dies Alles umher und schützt es sogar, wenn es regnet oder schneit, mit einem Zipfel ihres braunen Um-

schlagetuches. Sie hat etwas Mütterliches, wie gesagt; und ist eine Philosophin obendrein. Man muß sie beobachtet haben, wie sie die Hintertreppen hinauf- und heruntersteigt und ihre Blätter vor die verschlossenen Thüren wirft — mit einem Gesichtsausdruck, als wollte sie sagen: schlaft Ihr nur! So lange Ihr schlaft, hat die Welt Ruhe! Wie viel besser ist es auf Erden, wenn die noch nicht aufgestanden sind, die den vielen Lärm machen; auch der noch nicht, der im Parlamente sich zu rühmen pflegt, daß er am früheften von allen aufstehe! ....

Der einzige, mit der Auctorität und Gewalt des Gesetzes Bekleidete, der um diese Zeit an den Ecken der Straßen auftaucht, ist der Schutzmann. Aber auch er ist jetzt ein gemüthlicher Mann gegen das, was er in den späteren Stunden des Tages vorstellt. Er ist der gute Freund der Portiers, die mit Schneeschippe, Besen, Schaufel und Aschenkasten herauskommen, um den Bürgersteig gangbar zu machen. Sie haben den größten Respect vor dem Schutzmann, in dessen Zügen alsdann manchmal Etwas erscheint wie ein menschliches Lächeln. Davon wissen auch nur wir, die frühen Leute, zu erzählen. Denn wer hätte sonst jemals einen Berliner Schutzmann lächeln sehen?

Indessen bin ich in den Thiergarten hinausgetreten und die Pracht und Schönheit des Winter-

morgens beginnen ihr magisches Spiel. Wie ein Zauberpalast steht er vor mir, dieser unvergleichliche Park. Seine dunklen, hohen Säulen, die Bäume, mit phantastischen Kränzen von Schnee behängt, mit der bläulichen Fernsicht seiner Alleen und dem schimmernden Eisspiegel seiner Seen — mit dem Monde, der groß und golden noch im klaren Aether des Westens schwebt, mit dem feurigen Morgenroth, das den ganzen Osten färbt. Das Eichhörnchen schlüpft über den Weg, die Krähe schwingt sich hoch über die Schneekrone der Kiefer. Hier und dort und immer mehr beleben sich die Pfade, die von den Seitenstraßen nach dem Brandenburger Thor und den Linden, aus dem Innern der Stadt in unsere Vorstadt und von Moabit in die Geschäftsgegenden des Westens führen. Handwerksleute sind es, Schneidermamsellen, Putzmacherinnen und Ladenmädchen; Buchhalter und Comptoiristen, tüchtige Männer, die dem Anscheine nach gut geschlafen und gut gefrühstückt haben, mit sich und der Welt in Frieden leben und deren Behagen nichts vergleichbar, wenn sie so des Morgens von Haus kommen, ihre erste Cigarre im Munde. Wie der Duft derselben mir zu Herzen geht, trotzdem ich nicht darauf schwören möchte, daß es 85er Importen sind. Aber er weckt liebliche Vorahnungen nichtsdestoweniger und ich freue mich jedes Mal, wenn ich diesen Männern begegne. Denn sie

geben mir, indem sie, wichtig und laut mit einander redend, ihrem Geschäfte zusteuern, an jedem Morgen aufs Neue die Zusicherung eines Glücks, das, gleichsam mitten inne zwischen den Bahnen des Ruhms und des Ehrgeizes, der Macht und des Reichthums, von diesen weder berührt noch gestört wird. Hier auch, wo eine Querallee mündet, ist die Stelle, an der ich jahrelang ein merkwürdiges Paar traf — frühe Leute, wie wir Andern, und immer mit dem Glockenschlag. Zuerst, in der Dämmerung, konnte ich sie nicht recht erkennen; ich sah nur, daß sie Arm in Arm gingen, und hörte nur, wie sie beständig mit einander sprachen, als ob sie junge Eheleute wären, die sich unendlich viel zu sagen haben. Aber sie waren in der That ein alter Mann und eine alte Frau, die sich zärtlich zu lieben schienen und denen offenbar der Morgenspaziergang so zuträglich war, daß sie mit behenden Schritten dahin gingen, immer untergefaßt und immer plaudernd. Philemon und Baucis, dacht' ich, wenn sie vorüber kamen, und oftmals blieb ich stehen, um den beiden Alten, Liebenden, nachzuschauen. Aber eines Tages kam er allein und eines andern Tages blieb auch er aus; und seitdem suche ich im ganzen Thiergarten die beiden verschlungenen Bäume, die einst Philemon und Baucis waren.

Und hier auf einmal, wo der schmale Baum-

gang nach der breiten Thiergartenstraße sich öffnet, bin ich mitten unter der Jugend, die jetzt, wenige Minuten vor acht, in hellen Haufen zur Schule strömt. Aus dem Morgenroth tritt die Sonne heraus und beleuchtet mit ihrem ersten goldnen Strahl diese fröhliche Schar, die sich wie eine kleine Armee dem gemeinsamen Ziel entgegen bewegt. Und hier unter ihnen, mit so manchem halbvergessenen Wort aus halbvergessenen Büchern, das ich erhasche, werden die alten, glücklichen Erinnerungen wach, von der rosenfingrigen Eos und dem vielgewandten Odysseus — und da, wahrhaftig — es sind die Verwandlungen des Ovid, Buch acht, Vers 616 — es ist die Geschichte von Philemon und Baucis, die der eine Junge dem andern abhört:

Während um Beider Gesicht schon wuchs in die Höhe der Wipfel,
Wechselten Worte sie noch, so lange sie konnten, und sprachen
Beide zugleich: „Leb' wohl, o Gemahl!"

Es ist gut, daß ich nicht weit mehr von Hause bin. Vom Thurme des Kirchthurms herab schlägt es acht, und vor der Routine des Tages verblaßt die Poesie der frühen Leute. Die Briefträger machen die erste Runde; die Herren Barbiere sind in vollem Trab; die gelben Wagen des heiligen Stephan, die braunen der Packetgesellschaft, die dunkelgrünen und olivenfarbenen des Magistrats, des Kammergerichts

und der Ministerien beginnen ihren Dienst, mit unleidlichem Rasseln sausen die Metzgerwagen um die Ecken herum und das melodische „Kooft Sand! Sand! Sand!“ klingt hinter ihnen her.

Bei diesem Rufe pflegt Berlin sich aus dem Schlafe zu erheben; aber wenn Diejenigen, die sich jetzt, noch verdrießlich von dem letzten Souper, die Augen reiben, wenn sie wüßten, welch' auserlesene Genüsse diese erste Stunde des Wintertages in sich birgt, vielleicht daß sie's auch einmal versuchten, und wär' es auch nur, weil der Morgenkaffee und die Morgencigarre wahrscheinlich in ganz Berlin Niemandem besser schmeckt als uns, den frühen Leuten!

Der Frühling in Berlin.

(April 1884.)

Wir Berliner datiren den Frühling vom 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, wenn ihr Inselchen im Thiergarten sich mit Blumen bedeckt und die beiden Denkmäler, ihres und das des königlichen Gemahls gegenüber, der winterlichen Bretterhüllen entkleidet werden. Dann schimmert ihr Marmor zuerst wieder weißlich durch das keimende Grün und dann beginnt für uns der Frühling; unabhängig vom Kalender — und meistens auch vom Wetter — ist der Berliner beharrlich darin, sich ins Freie zu setzen und sich den Schnupfen zu holen. Unerbittlich und unbarmherzig öffnet alsdann der Berliner Droschkenkutscher zweiter Klasse sein edles Fuhrwerk, nimmt die Fenster heraus, schlägt das Dach zurück und läßt das feurige Roth seiner Plüschpolster zum Himmel schreien, wobei jedoch er selber, ein kluger Mann, seinen dicken, blauen Wintermantel um Gotteswillen nicht ablegt, sondern weiter trägt bis etwa zu den Hundstagen. Denn er kennt das Berliner Klima.

Wir Anderen aber, mag es auch sonst wieder stürmen und schneien und im übrigen Europa noch Winter sein, wir haben Frühling, und eins nach dem anderen treffen seine Zeichen und Boten ein, der erste derselben nicht der Storch oder die Schwalbe, sondern „der Bock“.

An diesen glaubt der Berliner Droschkenkutscher, wenn er auch sonst von ironischer Gemüthsart und ein Skeptiker ist. Da thront er auf seinem Hochsitz, schlummernd in der März-Nachmittagssonne, während sein Gaul melancholisch den Kopf senkt und das linke Vorderbein vor das rechte stellt. Aber Leben kommt in das Roß und Bewegung in seinen Lenker, sobald vom Bürgersteig herüber das Wort: „Nach dem Bock“ erschallt. Er dreht sich auf seinem Sitze halb herum, ein verschmitztes, „verständnißinniges“ Lächeln fliegt über sein breites Gesicht — „Nach 'm Bock? Na, denn man zu!“ — Die Fahrt beginnt, das Schöneberger Ufer entlang — der Himmel strahlt von Abendroth; auf der Schöneberger Brücke steht ein dichter Menschenhaufen. „Was ist denn da los?“ frage ich meinen Kutscher. — „Na, wat wird et denn sind? Seh'n Se denn nich den schwarzen Wagen? Se haben da wen aus'm Wasser jezogen.“ — Ein Selbstmörder! Und die Brücke, das Wasser, der Todtenwagen selber und der ganze Horizont darüber leuchten vom Frühlingsabendglanz. Meinen

Kutscher aber interessirt die Sache nicht weiter; nachdem er einen Augenblick stille gehalten, läßt er sein Rößlein wieder traben, dem erstrebten Ziele zu. Noch sind die Bäume der Möckernstraße dunkel, fast schwarz, Stamm und Geäst oben abgekappt und nackt vom vorigen Herbst. Aber der rothe Zettel mit den beiden Böcken, der den Beginn der Saison anzeigt, prangt vor jedem „Lokal“ und jeder „Materialwaaren-, Mehl- und Vorkosthandlung“ — und mir wird so eigen heimathlich zu Muth, als ich hier wieder in das Gebiet meiner Wanderungen vom vorigen Herbste komme. — Nun hält der Kutscher unten am Tempelhofer Berg, auf der Belle-Alliance-straße. Sein Angesicht verklärt sich, als ich ihn einlade, ein Seidel „Bock“ zu trinken und ihm die kleine Münze dafür einhändige. Er steigt herunter und ruft einen kleinen Jungen, der am Wege steht: „Du, paß ufs Ferd, un wenn Eener kommt, sag det ick en' Koffer herunterhole.“ — Dann folgt er mir, der alte Schelm, in seinem schweren Mantel, aber fidelen Herzens; als ich an der Kasse das Billet für mich löse, steht er hinter mir und sagt: „Der Kutscher geht mit durch“ — und als wir am Büffet sind: „hier ist das Bier“ und verlangt — der Unverschämte! — daß ich's ihm noch einmal bezahlen soll. Doch was thut man nicht „auf dem Bock!“ Im Garten ist Frühlingsmilde, die Bäume ragen,

schon leicht ausgeschlagen, in den dunkelnden Abend-himmel — Musik, Schaukeln, Buden und Anprall von Kugeln gegen wunderbare Persönlichkeiten in blauen Fräcken und mit Federhüten — „Wer 1 Figur umwürft, erhält ein schönes Präsent“ — „Wer 2 Figuren umwürft, erhält ein noch schöneres Präsent.“

Uebrigens ist es noch still hier oben. Der Bock-biertrinker en masse erscheint erst, wenn die Lichter brennen; und mit Familie nur an den beiden ersten Tagen der Woche. Dann wimmelt es hier freilich und kein Stuhl ist unbesetzt in dem großen Garten und fast noch größeren Saal. In dem letzteren interessiren mich besonders die Wandanschläge. Der eine derselben besagt, daß die Bierseidel weder mit-genommen noch zerschlagen werden dürfen. Der andere enthält einen Preiscourant von harten Eiern, in aufsteigender Linie von zwei bis fünfzig mit dem üblichen Rabatt. Großer Gott, welcher Mensch in der Welt oder welche Zahl von Menschen ist im Stande, fünfzig Stück harter Eier zu verzehren?

Nicht ganz so lustig wie der Bock ist der Wohnungswechsel, ein anderes Merkmal des Früh-lings in Berlin. Der Umzug beginnt vor dem 1. April und ist nach dem 5. noch lange nicht zu Ende, in allen Stadttheilen, in allen Straßen und ganz Berlin das Oberste zu unterst kehrend. Wenn

man hört, daß es in Berlin gegenwärtig ungefähr 300 000 Wohnungen gibt und daß im Verlaufe von zwei Jahren mehr als die Hälfte dieser Wohnungen ihre Miether wechseln, so kann man sich ein'en Begriff von dem Lärm und Tumult machen. Beim Frühlingsumzug, dem stärksten des Jahres, mögen hunderttausend Menschen in Bewegung sein. Die alten Miether verlassen das Haus, die neuen kommen; dann sind die grünen Wagen, die Möbelwagen, in Permanenz, von früh bis spät rasseln sie dahin oder halten vor den Thüren, ganze Haushaltungen in sich bergend, jenen Wagen meiner Jugend gleich, in welchen die Kunstreiter und Menagerien kamen. Wenn ich an einem solchen Frühlingsmorgen spazieren gehe, dann steht das Innere manchen Hauses ganz und gar auf der Straße, Betten und Spiegel, Kochgeschirr, Wiege, Großvaterstuhl und Familienporträts, Alles auf dem Trottoir oder an die Gitter der Vorgärten gelehnt und Jeder, der vorüber kommt, kann sich's besehen, wenn es ihm Vergnügen macht. In den Häusern wird gehämmert und geklopft, und überall riecht es nach Oelfarbe. Und immer dazwischen, gegen Abend, findet der Umzug der Dienstmädchen statt, nicht alle mit ihren Klavieren (obwohl es auch dafür nicht an Beispielen fehlt), aber alle mit ihren Kommoden, vorn auf dem Kutscherbock. Die Kommode ist von dem Berliner Dienstmädchen

unzertrennlich, sie kommt mit ihr und sie geht mit ihr; und um diese „Ziehzeit", wenn das Heer der weiblichen Dienstboten Berlins auf dem Marsche ist, sieht man von Eintritt der Dämmerung bis zehn Uhr Abends wenige Droschken, die nicht vorn die Kommode und innen, so unbequem wie möglich sitzend, das Mädchen zeigen, das dem ungewissen Schicksal des neuen Dienstes entgegensteuert. Ihr Freund und Vertrauter, wenn irgend einer, ist der Droschkenkutscher, besonders wenn er ein Wittmann, und nicht selten die Folge dieser häufigen Beziehungen (denn kein Dienstmädchen in der Welt ist dem Wechsel so sehr ergeben, als das Berliner) ein zartes Verhältniß, zuweilen auch die Ehe mit dem „jolly cabman", wie er in der Londoner Ballade heißt.

Indessen kann man in diesen Tagen der Völkerwanderung auch andere schöne und nützliche Dinge auf dem Kutschbock einer Droschke sehen — z. B. einen rothen Sammetsessel, und in dem Sammetsessel den Kutscher, wie er vergnüglich seinem Pferde die Peitsche gibt. „Das ist Ihre Sache," sagte Berthold Auerbach einmal, als uns ein solches Fuhrwerk an der Ecke der Bendlerstraße begegnete, „das mach' ich Ihnen zum Geschenk," — wofür ich denn hier, nach so vielen Jahren, dankend quittire.

Mittlerweile kommen wohl, nach diesem sonnigen Vorfrühling, die kalten, windigen Tage wieder, mit

einem grauen Himmel, unter welchem aber der Rasen und die Büsche gelinde weiter grünen. Auf meinem Balkon, durch die Strohhülle dringen die zierlichen Spitzen der Krokus, das Zeichen, daß man die schützende Decke nunmehr entfernen könne, und eines Tages, im Sonnenschein, stehen sie da mit ihren weißen und lilafarbenen Blüthen. Der Rasen des Kirchplatzes unten fängt an, heller zu schimmern und um das Standbild des Evangelisten Matthäus, der ihm und der Kirche den Namen gibt, quillt es lebendiger im Bosquet. Wie still und traut ist dieser Platz, mit dem abendlichen Lampenschein im grünumrankten Pfarrhause — mit dem Thurm und der Thurmuhr, die den regelmäßigen Gang unseres Tagewerks begleitet, mit dem Fliedergebüsch, das jetzt die ersten Blattknospen zeigt, und dem Kirchlein selber, dessen alter Spottname fast nur noch in einem zierlichen Gedichte von Gottfried Keller fortlebt:

Polkakirche.

Wie nach dem Rezept geschaffen,
Fein und niedlich ist der Tempel,
Angemess'nen jungen Leuten
Ein erbaulich Bauexempel!

Und dennoch ist es schön, am Sonntagmorgen ihre Glocken und ihre Orgel zu hören, wenn der melodische Klang und Schall durch die werkeltägliche Luft von Berlin dahergetragen wird und sie, wenn

auch nur auf kurze Zeit, mit der Ahnung eines Friedens erfüllt, der nicht von der Gunst der Menschen und nicht von den Launen des Zufalls abhängt; oder am Mittag, wenn die Sonne hoch über dem Thurme steht, seinen gezackten Schatten auf dem leuchtenden Grunde des Rasens zu sehen und den Heiligen unseres Platzes auf seinem rothen Sockel mitten im keimenden Grün. Alsdann, am Nachmittage, beginnt das Spiel und Geschrei der Kinder — auch sie Boten des Frühlings und von allen die besten. Wie oftmals haben sie mich schon in meinem Nachmittagsschlafe gestört, und ich kann ihnen doch nicht ernstlich böse sein, diesen Straßenjungen, wenn sie rund um den Rasen herumlaufen und dazu mit ihren gellenden Stimmen jauchzen, daß man es straßenweit vernimmt. Keinen dieser kleinen Taugenichtse kenne ich mit seinem Namen; aber jeden kenne ich an seiner Stimme. Da ist namentlich einer, ein blonder Krauskopf, mit einer blauen Soldatenmütze und dem Hemd hinten heraus. Sobald ich den höre, weiß ich, daß es Frühling ist. Er ist in allem voran bei den Frühlingsspielen, die sich von denen des Herbstes sehr genau unterscheiden: denn auch die Spiele der Kinder haben ein jedes ihre Saison; im Herbste fliegen die Drachen, im März rollen die Murmeln, im April schnurren die Kreisel und im Mai wird das Tonnenband ge-

schlagen. All' diese Spiele kommen und gehen und folgen einander, regelmäßig und in der hergebrachten Ordnung von Jahr zu Jahr und von Generation zu Generation, wie die Jahreszeiten selber, wie die Wandervögel fortfliegen und wiederkehren zu ihrer Zeit. Wer sagt es ihnen im fernen Afrika, am Rande der Wüste, daß es nun Frühling wird in Berlin und daß sie sich zum Fluge rüsten sollen übers Meer? Und wer sagt es diesen kleinen Burschen, daß sie zu derselben Zeit die halbvergessenen Murmeln vom vorigen Jahre hervorholen und damit spielen sollen auf den Straßen? Aber da sind sie wieder, die Vögel, die Kinder und die Murmeln, genau wie vor hundert oder vor neunzig Jahren, wo der kleine Ludwig, in einer von Smidt's wohlbekannten „Devrient-Novellen“ seine glorreiche Laufbahn damit beginnt, daß er einem armen Schlucker, der nicht mitspielen kann und darum von den Genossen verhöhnt wird, seine schönsten Alabasterkugeln schenkt; derselbe Ludwig, der, als er der Große geworden, gutherzig und leichtsinnig bis an sein Ende, verhungerte Genies von den Wanderbühnen bei Lutter und Wegener mit Champagner traktirte. Wer in diesen Frühlingstagen durch die Straßen Berlins geht, nicht die Hauptstraßen, deren unaufhörliches Gedränge längst die harmlosen Kinder und ihre Spiele verscheucht hat, sondern die stilleren Neben-

straßen, in welchen noch etwas von der alten Gemüthlichkeit und dem alten holperigen Pflaster ist, der bemerkt wohl auf letzterem allerlei kabbalistische Quadrate, mit den Worten „Himmel" und „Hölle" hineingeschrieben, sonderliche Linien und Striche mit Kreide gezeichnet und Löcher zwischen den Steinen ausgehöhlt, und Kugeln von mancherlei Größe und Farbe, und einen Trupp Jungen umher mit sehr ernsthaften Gesichtern. Ich unterfange mich nicht, in die Geheimnisse dieses Spiels einzudringen, welches, wie mir scheint, so viele Varietäten hat, als Straßen in Berlin sind. Die Hauptsache jedoch ist und bleibt, was der gesunde Menschenverstand schon eingibt, daß nämlich die Kugel oder Murmel in das Loch läuft. Dann entsteht nicht selten Streit und Handgemenge unter den Spielkameraden, die scharf aufpassen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe. Zuweilen aber auch feiern sie das Ereigniß in Eintracht und Liebe, und in der Lützowstraße z. B. sah ich sie um das Loch herummarschiren, wozu sie den wohlbekannten Vers sangen:

Lirum, larum Löffelstiel,
Wer das nicht weiß, der kann nicht viel.

Die Berliner Jugend ist reich an Spielversen und nicht nur den allgemein üblichen; es gibt auch solche, die ganz spezifisch Berlinische sind, wie z. B. der des Abzählens „Ong, dong, dree", der offenbar

aus der französischen Kolonie stammt; oder die Spottverse, die sich über den Kadetten lustig machen, der „Kaldaunenschlucker drinkt'n Kaffee ohne Zucker" oder über den Leutnant, der sich „vor'n Dreier" Schwamm kauft „unter'm Mühlendamm". Denn die Ader des Spottes, eines gutmüthigen Spottes übrigens, der selbst Etwas vertragen kann, ist diesen Kindern angeboren; wie wären sie sonst auch Berliner Kinder? In ihrem Munde nehmen Verse, die wir selber in unserer Heimath und Jugend gehört oder gesungen haben, durch den Berliner Dialekt nicht nur einen neuen, drolligen Ausdruck, sondern manchmal eine scharf pointirte Wendung an, die wir zu Hause nicht kannten.

Und nun, mit den Vögeln in den Lüften und den Murmeln, dem Kreisel und dem Tonnenband auf Erden ist es Frühling geworden in Berlin. Ueber die Wipfel der Potsdamerstraße fliegt ein Schimmer von Grün und das Aprikosenbäumchen in der Bendlerstraße thut sich auf in bräutlichem Erröthen. Die Rasenstreifen am Kanal färben sich und die Hängeweide an der chinesischen Botschaft — einst die Villa von der Heydt — berührt mit ihren fein befiederten graziösen Zweigen den Spiegel des Wassers. Am Fliedergesträuch des Matthäikirchplatzes kommen dunkle Spitzen zum Vorschein; ein Farbenspiel und Farbenwechsel beginnt, von bräunlich zu bläulich und

violett, bis eines Morgens alle vier Büsche sich über und über mit Lila bedeckt haben — riesigen Blumensträußen gleich am Rande des Rasens und mit prangendem Goldregen untermischt. In der Victoriastraße blühen Rothdorn und Goldlack und in der Bellevuestraße die mächtigen alten Kastanien, in ihrem jungen Laubschmuck eine der herrlichsten Alleen, mit zierlichen Vorgärten und springenden Fontainen und Blumenparterres links und rechts, leuchtend und funkelnd in allen Lichtern des Regenbogens, die breiten, steinernen Stufen hinan, zu den kleinen, vornehmen Häusern dahinter. — — —

Muß man wirklich ein Berliner sein, um zu empfinden, wie schön es um diese Zeit in Berlin ist, wenn die Masse des Grüns und der Blumen ihren belebenden Sauerstoff und Frühlingsathem durch all' unsere Straßen sendet; wenn der Thiergarten in lichter Laubfülle prangt, wenn seine lieblichen Teiche und Seen von blauen Morgennebeln schimmern, und die große Wiese, wie von einem Zauber umschwebt, Goethe'sche Worte ins Gedächtniß ruft:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh —

Als in den zwanziger Jahren Heinrich Heine die schöne Friederike Robert von der Spree nach den

Ufern des Ganges fortführen wollte, um dort, vor ihr niederkniend, zu sagen: „Madame, Sie sind die schönste aller Frauen“, da war es wohl leicht für ihn, den Spötter zu machen:

Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande.

Gab es jemals ein so ödes Berlin — war sie zu irgend einer Zeit die „eitle, kalte, falsche Stadt“, von der Dingelstedt in den vierziger Jahren mit dem Ghasel Abschied nahm:

Leb' wohl, der Dichter weist enttäuscht auf ewig Dir den Rücken,
Kalt dünkt es ihm, so lang er saß in Deinen stolzen Mauern
Und niemals wollt' ihm drin ein Lied, ein stimmungsvolles glücken.

Er wußt es besser, der werthe Gottesmann und fromme Sänger, in den mittleren Jahren des großen Kurfürsten Diakonus der Nikolaikirche, dort unten in dem Propsteigebäude der Propstgasse, einer jener Gassen von fast mittelalterlichem Aussehen, die sich mitten in diesem modernen Berlin, zwischen Post- und Spandauerstraße und um die Kirche herum, erhalten haben. Kam selten auch über den spitzen Thurm und zwischen den eng aneinander gedrückten Dächern die Sonne herein: in dem Herzen dieses

durch herbe Prüfungen gegangenen Mannes war immer Sonnenschein und die Heiterkeit des guten Gewissens. Er dichtete das schöne Sommerlied, eines der schönsten vielleicht, das wir haben: „Geh' aus mein Herz und suche Freud'" — und er dichtete die herrlichen Kirchenlieder, welche — wie wir in Scherer's Literaturgeschichte lesen — nicht mehr Chorpoesie sind, sondern der eigenste Gesang des Einzelnen. „Was Gerhardt im Geistlichen begann, hat Goethe im Weltlichen vollendet."

Zu denken, aus des berufenen Lehrers Darstellung deutlich zu wissen, daß in diesem Sande der Quell „jener unvergleichlichen modernen deutschen Lyrik" entsprang, „des höchsten Stolzes unserer neueren Poesie," reicht das nicht hin, um über unserer Stadt einen Frühlingsglanz auszubreiten, der die verborgene Wahrheit an den Tag bringt und den Witz der Spötter verdunkelt? Poesie, Prosa — was will das heißen; es sind Gegensätze, die sich ergänzen in Menschensein und Menschenwerk. Ja, nüchtern waren die Berliner und nüchtern ihre Stadt, die Pflege des Schönen, Kunst und Dichtung, konnten nicht Lebensaufgaben des ringenden preußischen Staates noch der Residenz seiner Könige sein. Aber dafür erwuchs aus demselben Sande, der zuerst das Rauschen und Rieseln des deutschen Liederbornes vernahm, der deutsche Reichsgedanke, in seinen An-

fängen auch ohne viel Aufhebens und bescheiden, wie jener zur Zeit des großen Kurfürsten, aber mit der Ernte der Zukunft in sich. Und war es nicht eine tapfere Pflege des Ideals, zwei Jahrhunderte lang in beständigem Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit, immer wieder angegriffen oder, um dem Angriffe zuvorzukommen, zum Angreifen gezwungen, und wenn nicht besiegt, doch verhöhnt, mißachtet, geringgeschätzt, noch am Vorabend von Königgrätz, bis die glorreiche Sonne des Jahres 1870 aufging? Leute, die Berlin vor zwanzig Jahren kannten, wundern sich, wie diese neue Herrlichkeit, die Berlin zu der schönsten der Städte macht, so rasch emporgekommen ist. Ah, meine Herren, was Sie sehen, ist nicht in zwanzig Jahren geworden — es brauchte zweihundert, um zu werden. Solche Geduld und Ausdauer aber in Zähigkeit und Kraft ist es, was ich heroisch nenne — und heroisch ist noch mehr als poetisch: denn jenes schließt dieses in sich. Wenn der Acker bestellt und gut durch den Winter hindurchgebracht, vor Verwüstung der irdischen und unterirdischen Feinde behütet worden ist, dann braucht es nur einen Frühlingstag, und das helle junge Grün, unter dem Schnee gewachsen, ist da. So steht nun auch überraschend die helle, junge Reichshauptstadt vor Aller Augen. Justinus Kerner hat einmal gesagt, daß Berlin der Kopf sei, der für Deutschland denke; doch ich glaube, daß schon jetzt

auch das Herz Deutschlands in Berlin schlägt. Unsere Heldenzeit ist noch unbesungen; aber so gewiß sie ihren Maler, ihren Bildhauer und ihren Baumeister gefunden hat, so gewiß wird sie auch ihren Dichter finden — denn

„so oft im erneuenden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Es liegt in dem natürlichen Verlauf der Dinge, daß für die deutsche Literatur, wie für alle anderen wichtigen Lebensäußerungen unserer Nation, Berlin dereinst der schöpferisch anregende Mittelpunkt sein wird. Inzwischen wollen wir geduldig warten. Wir wollen ein Jeder seiner Arbeit nachgehen und ein Jeder seines Lohnes froh werden. Wir wollen den Werth des uns beschiedenen Tages anerkennen, ohne darum der alten Zeiten zu vergessen; und indem wir den Horizont um uns her immer weiter, immer grandioser sich spannen sehen, nicht aufhören, mit liebevollem Blicke die kleinen Züge, humoristische und andere, unseres Volkslebens zu beobachten, dieses gemüthlichen Volkslebens, das immer noch, auch unter den so sehr veränderten Verhältnissen, in Berlin zu finden ist, und das Gott bei seiner ursprünglichen Tüchtigkeit erhalten möge. Reicher, prächtiger, üppiger sieht jeder wiederkehrende Frühling unsere Stadt; aber er ist doch immer noch derselbe Frühling, der er war

in den Tagen von Paulus Gerhardt; und auch sie, „die hochgelobte Nachtigall“, wenn sie gegen Abend an einer geschützten Stelle des Thiergartens, aus der Ferne und umwogt vom dumpfen Wagenlärm zu singen beginnt, stimmt immer noch dasselbe Lied an, das einst, vor zweihundert Jahren, den geistlichen Liedersänger entzückt hat.

Der Norden Berlins.

(Mai 1884.)

Unter allen Weltgegenden unserer Stadt ist es diese, von welcher man in den übrigen am wenigsten weiß; woraus indessen noch nicht folgt, daß die Bewohner derselben Recht haben, wenn sie den Norden als das „Stiefkind" Berlins darzustellen lieben. Ein Blick auf den Plan genügt, um zu zeigen, daß das Areal dieses Stadttheils umfangreicher ist, als das irgend eines anderen in Berlin; und ein zweiter Blick an Ort und Stelle selbst wird uns zeigen, daß auch hier Magistrat und Stadtverordnete die guten Väter sind, welche keinen Unterschied machen in der Sorgfalt und Liebe für die jüngeren oder älteren Sprößlinge.

Wohl ist dieses ungeheure Terrain noch weit davon entfernt, mit Häusern bedeckt zu sein, und das Meiste, was vorhanden, neuer Anbau, nicht älter, als das Jahr 1861. Gewaltige Lücken gähnen noch dazwischen, offenes Feld, Haide, Straßen, kaum in den ersten Anfängen bezeichnet. Nach allen Richtungen gelangt man bald ins Freie, wo sich nur

noch in beträchtlichen Abständen von einander, hier oder dort, ein Haus erhebt, dessen Zusammenhang mit Berlin durch den allgemeinen Baucharakter oder das Straßenpflaster oder die Stränge der Pferdebahn angedeutet wird. Aber eines Tages wird der leere Raum ausgefüllt, Feld und Haide werden verschwunden sein unter einer compacten Häuser- und Straßenmasse; denn auch im Norden drängt die Bauthätigkeit unaufhörlich vorwärts, er ist der Sitz einiger unserer wichtigsten Industrien: die Gegend, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend der Arbeiterbevölkerung, wo sie am dichtesten beisammen ist, und wo man sie am besten in der Nähe sehen kann, bei der Arbeit sowohl, als in den Feierabendstunden — ein Stadttheil, sehr verschieden nicht nur von dem opulenteren Centrum und Westen, sondern auch von dem besser bewohnten, gewerbereichen Osten und Süden — ein Stadttheil obendrein, in welchem man stärker als irgendwo sonst in Berlin den frischen Mörtel- und Kalkgeruch des Werdenden hat und selbst die gewohnten Erscheinungen unter einem Lichte sieht, welches ganz neue Seiten derselben und des Lebens in Berlin überhaupt hervorhebt.

Der Norden von Berlin wird nach der Stadtseite hin durch die Straßenzüge begrenzt, welche sich vom Oranienburger Thore bis zum Prenzlauer erstrecken. Oranienburger Thor, Hamburger Thor,

Rosenthaler Thor, Schönhauser Thor, Prenzlauer Thor — dies Alles ist Norden von Berlin. Die Namen der Thore sind geblieben, obwohl diese selbst gefallen. Aber es ist noch nicht lange her — und man kann an den Bezeichnungen leicht ermessen, wie lange — da war Berlin zu Ende, wo jetzt Elsasser- und Lothringerstraße, breit und prächtig, wie Avenüen sich ausdehnen, und damals schmale Pfade, mit allem Abfall der Nachbarschaft bedeckt, hinter einer trübseligen Stadtmauer die Communication vermittelten. Sie hießen auch nicht Straßen, sondern „Communicationen" und gingen um die ganze Stadt herum; es gab eine Communication am Potsdamer und am Anhalter Thor, wie hier eine Communication am Rosenthaler und am Prenzlauer Thor, und ihr Aussehen war überall dasselbe.

Seltsame Erinnerungen werden in Demjenigen wach, welcher zu der Zeit, als Omnibusse nur selten und Pferdebahnen noch gar nicht waren in Berlin, in diese fernen Gegenden wanderte; als an der Stelle, wo stolz über ihrem Treppenbau die Nationalgalerie sich jetzt erhebt, eine verwitterte Rotunde stand mit der halb herabgebröckelten Inschrift: „Königliches Gesundheitsgeschirr"; als auf dem Hacke'schen Markte Verkaufsbuden und Metzgerscharren, und an der Peripherie der Stadt, hier im Norden, dicht hinter der Linienstraße, die Mauern

und die Thore waren, und jenseits derselben nur noch einzelne Straßenfragmente, Chausseen und Kirchhöfe. Dies Alles mochte wohl noch aussehen, wie es vor hundert Jahren ausgesehen hatte — ein Rest des alten, zum Theil noch Fridericianischen Berlins, dessen äußerste Straße, nach Norden hin, die Linienstraße war, die Grenzlinie, die Circumvallation der damaligen Spandauer- und Georgen-, oder, wie sie seit Preußens erstem Könige (1705) hieß, der Königsvorstadt. —

Hier, zwischen Hamburger und Rosenthaler Thor, lag nur noch eine Art von Arbeitercolonie, das sog. Neu-Voigtland für die bei den vielen königlichen Bauten beschäftigten Maurer und Zimmerleute aus Sachsen und dem Voigtland, welche während des Sommers in Berlin waren und mit dem Winter in ihre Heimath zurückzukehren pflegten. Der Name des Voigtlandes hat sich noch lange für diese Gegend erhalten und mag erst allmälig, mit der völligen Neugestaltung derselben, abgekommen sein; aber ältere Bewohner wissen noch wohl, was er zu bedeuten hatte. Das Voigtland war eine verrufene Stätte der Armuth und des Elends, in welche Niemand sich gern hinauswagte. Ein Pamphlet vom Ende des vorigen Jahrhunderts („Schattenriß von Berlin, 1788“) beschreibt es als „eine Vorstadt vor dem Rosenthaler Thore, die den größeren Diebes-

banden von jeher zum Schlupfwinkel gedient hat"; und eine Beschreibung Berlins vom Ende der zwanziger Jahre („Berlin, wie es ist", Leipzig 1827) nennt das Voigtland „den eigentlichen Sitz, gleichsam das Hauptquartier des Pöbels ... Geht man durch eine der drei Straßen dieser Vorstadt, so sehen aus jedem Fenster eine Menge zerlumpter, schmutziger Gestalten." Der ehemaligen Bevölkerung von Bauhandwerkern war hier ein hungerndes Proletariat von Webern, Wollspinnern und Tagelöhnern gefolgt, welche, von der übrigen Welt gemieden, dies Quartier gleichsam für sich allein hatten. Man scheute sich fast, davon zu sprechen; aber tief war der Eindruck, als zu Beginn der vierziger Jahre Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem König" ihre herzzerreißenden Schilderungen aus dem Voigtlande veröffentlichte. Sie war dort gewesen, die tapfere, kleine Frau mit dem menschenfreundlichen Herzen, hatte das Vertrauen der Leute sich erworben und die Geschichte ihres Jammers sich erzählen lassen; in den vergilbten Blättern, wenn man sie heute liest, ist noch immer der Geruch von ungesunden, dumpfen Stuben und von Lumpen. So hab' auch ich Ende der fünfziger Jahre das Voigtland noch gesehen — kahl, trostlos, ein Bild, um Einem im Traume den Athem zu benehmen — die großen traurigen Familienhäuser, in welchen viele Hunderte dieser Armen

zusammengepferchten waren, und die nicht minder traurigen kleinen, einstöckigen Häuser, deren Fenster und Dach den Erdboden fast berührten und durch deren Thüren man hinunterstieg, wie in einen Keller. Einzelne derselben kann man noch heute dort finden, zwischen den modernen, hohen, palastähnlichen Gebäuden, welche den Platz des alten Voigtlandes bedecken, seitdem im Jahre 1872 die Stadtmauer abgebrochen und die Thore niedergerissen worden sind.

In dieser jüngsten Vorstadt von Berlin, welche wirklich in ihrer jetzigen Erscheinung nicht viel über zwanzig Jahre zählt, steht in einem sehr merkwürdigen Gegensatz die benachbarte Linienstraßengegend, über welcher, an einigen Stellen, noch der Hauch des Alten und Alterthümlichen liegt. Das beherrschende Bauwerk derselben ist die Sophienkirche, seltsam, barock, im Geschmacke Friedrichs I., nach dessen dritter Gemahlin Sophie Luise sie genannt ist. Diese Kirche liegt noch, inmitten eines unserer volkreichsten Quartiere, von ihrem Friedhof umgeben, wie in einem Garten — alte, hohe Bäume sind rings um sie her und wohlerhaltene Gräber mit Blumen und Epheu, mit Gittern und wunderlich altmodischen Denkmälern, über welchen der Thurm, gleichfalls im prunkhaften Zopfstil des vorigen Jahrhunderts emporragt. Hier ruhen — oder hier ruhten

Ramler und die Karschin; denn nur noch ihre Gedenktafeln an der Sakristeiwand sind erhalten. Hier ist Zelter begraben, Goethe's Zelter. Es ist ein Stück achtzehntes Jahrhundert, eingehegt und eingefriedigt mit seinen alten Grabhügeln und dichtem Grün zwischen einigen der Hauptverkehrsadern des heutigen Berlins und dem stattlichen Gebäude des Handwerkervereins in der Sophienstraße schräg gegenüber. Wer diesen weltentlegenen, der Gegenwart wie entrückten Winkel von Berlin in der rechten Stimmung sehen will, der sollte hierher kommen, wenn „des Tages Stimmen schweigen", oder zu verhallen beginnen. Ich sah ihn in der Abenddämmerung, als der Mond eben über die Kirchhofswipfel heraufkam und die Gräber und Grabsteine silbern zu beleuchten anfing, während von den Straßen her das entfernte Geräusch des heimwärts ebbenden Lebens scholl, und auf dem einsamen, vom ersten Mondenstrahl berührten Pfad eine junge Diaconissin in weißem Kopftuch und schwarzem Gewande zu der von Lichtern hellen Sacristei ging. Es war, mitten in diesem großen, tumultuösen Berlin, wie ein leiser, sanfter Nachhall von Matthison's und Gray's Kirchhofselegien — „far from the maddening crowd".

Die Linienstraße dagegen möcht' ich meinen Lesern lieber an einem freundlichen Frühlingsnachmittage zeigen, wenn, etwa nach einem gelinden

Regen, sich ein leichter Wind aufgemacht hat, der den dicht aneinandergereihten Häusern Kühlung und in die Höfe dahinter gute Luft bringt. Denn dies ist eine sehr belebte Straße, die Grenze zwischen dem centralen Berlin und dem Norden, recht ansehnlich in ihrem oberen Theile, bis zum Koppenplatz, mit hübschen Wohngebäuden, Fabriken, Magazinen und hier und dort einem beladenen Frachtwagen vor den Thüren. Vom Koppenplatz ab nimmt sie den Charakter des Kleinhandels und des Kleingewerbes an: mit all' den starken Gerüchen und lauten Stimmen, die damit verbunden sind; aber auch mit manch' einem übrig gebliebenen Zuge des Kleinlebens, für welchen man im großstädtischen Straßengewühl weder den Raum noch den Humor mehr hat. Der Leiermann z. B., der Proscribirte, den sonst allerwärts das Placat abweist: „Hier darf nicht musicirt und gebettelt werden“, — in diesen Volksquartieren ist er immer noch eine beliebte Figur. Man kennt ihn, den Invaliden, an seinen Krücken, mit der Frau hinter sich, die seinen Leierkasten trägt; und man freut sich, wenn er kommt. Denn nach den Mühseligkeiten, der Last und Hitze des Tages ist er der Verkünder und Bote der nahenden Feierstunde. Wenn er gegen Abend erscheint, bringt er gleichsam die Ahnung dessen mit, was weitab von diesen Hinterhäusern und Höfen zu liegen scheint; und wäh-

rend sich da und dort ein Fenster öffnet und eine kleine Münze herabfällt, hat sich auch flugs schon um ihn herum eine Runde von Kindern gebildet, die nach den Rythmen zu tanzen anfängt. Die Kinder sind die Tyrannen dieser Gegenden. Sie sind überall und sie sind Einem überall im Wege, schreiend, laufend, tanzend und springend. Es sind ihrer so viele! Aber sie haben auch so guten Mutterwitz! Da steht ein kleines, naseweises Ding mit langen, gelben Zöpfen mitten auf dem Trottoir, und ihre Gespielinnen, Hand in Hand, im Kreise um sie her.

„Was spielt Ihr denn da, Kinder?"

„Ringel-Ringel-Rosenkranz!"

Ich kann mich nicht enthalten, dem hübschen, muntern Mädchen über das gelbe Haar zu streichen.

„Bitte, bitte," ruft sie, „nich anfassen."

„Et färbt ab," ruft eine Andere muthwillig, und Alle lachen. Dann schließen sie die Kette wieder und jauchzend um die mit den gelben Zöpfen herumspringend, singen sie:

Ringel-Ringel-Rosenkranz,
Setz' ein Töppken Wasser an,
Morgen woll'n wir waschen.
Iroße Wäsche, kleene Wäsche;
Wenn der Hahn wird krejen,
Schlagen wir'n uf'n Brejen —

Mit diesen kleinen wehrhaften Berlinerinnen ist nicht zu spaßen, wie man sieht.

Der Koppenplatz, nach einem verdienten Bürger Berlins vom Anfange des vorigen Jahrhunderts genannt und ungefähr auf der Mitte der Linienstraße gelegen, hat eine lange, nicht eben heitere Geschichte. Wie an so vielen anderen Plätzen Berlins wandeln wir auch hier auf Gräbern — und auf was für Gräber! An der Mauer eines der letzten Häuser des Koppenplatzes, da wo dieser in die Große Hamburgerstraße mündet, erhebt sich, über zwei Stufen, ein bescheidener Säulenbau, dessen Hinterwand, auf einer schwarzen Marmortafel, in schon verwitterten Goldlettern, die Inschrift trägt: „Herr Christian Koppe, Rathsverwandter und Stadthauptmann zu Berlin, widmete diesen Platz und dessen Umgebung im Jahre 1705 als Ruhestätte den Armen und Waisen, in deren Mitte Er selbst mit den Seinigen ruhen wollte und ruht. Sein Andenken ehrt dankbar die Stadt Berlin. 1855." Dieses Denkmal, mitten in dem Gewühl von Menschen und dem betäubenden Gerassel von Karren und Wagen, welches statt der früheren Einsamkeit und Oede jetzt hier herrscht, bezeichnet die Stelle, wo einhundertfünfzig Jahre lang das Armenhaus und Hospital gestanden hatte, nach welchem, bis Ende der dreißiger Jahre, die heutige Auguststraße „Hospi-

talstraße" hieß. Rings umher lag der Armenkirchhof, der, nachdem bereits zuvor auf dem von der Armendirection angewiesenen Baugrund die heutige kleine Hamburger- und kleine Auguststraße entstanden waren, um die gleiche Zeit, in den fünfziger Jahren, in den Koppenplatz verwandelt und durch Abbruch des Hospitals in directe Verbindung mit der Auguststraße gebracht ward.

Auf dem, Fidicin's Buch über Berlin beigegebenen Plane vom Jahre 1842 ist der Koppenplatz noch als „Armen-Kirchhof" mit Kreuzen bezeichnet, und auch das verrufene „Thürmchen" war noch da, jenes Armenhaus und Hospital, dessen Hausvater der Todtengräber war, und dessen Leichen zur Section an die Anatomie abgeliefert werden mußten. Dieser dunkel-mysteriöse Platz spielt in Gutzkow's Buch „Aus der Knabenzeit" eine Rolle. Als der Knabe schon zur Schule ging, verführte ihn eines Tages ein Kamerad, zum Rosenthaler Thor hinauszuwandern. „Die Gegend war entlegen genug. Das Voigtland hatte den übelsten Ruf. Auf dem Wege dorthin lag ein niedriges altes Haus mit einem Thürmchen . . . das in geheimnißvoller Wechselbeziehung zu dem westlichen Quadratflügel der Akademie*) stand. Zwischen dem Thürmchen und der

*) In diesem Flügel der Akademie, nach der Charlottenstraße, befand sich damals die Anatomie, dicht daneben war

Akademie ging in stillem Abenddunkel ein polternder, dumpfhallender Karren. Da bringen sie schon wieder Einen! sagte der Vater, wenn unterm Fenster um die neunte Stunde das Rollen des schauerlichen Wagens erklang. Dann war es ein Selbstmörder oder ein Hospitalit, der zur Anatomie vom Thürmchen geliefert wurde, oder von der Anatomie schon geöffnet, zerschnitten und stückweise wieder zurück zum Thürmchen gefahren wurde, um dort sein Grab zu finden." Es waren traurige Gräber, „hier und da mit dünnem verbrannten Rasen bedeckt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmuck einer Blume".

Heute bietet der Platz einen anderen, fröhlicheren Anblick. Die Gräber und das Thürmchen sind verschwunden; dafür sind Blumenbeete und Promenadenwege da und Bänke, auf welchen die Arbeiter ausruhen, wenn sie auf ihrem Heimwege hier vorüberkommen, und Kinder und kleine und große Häuser ringsum und der spitze Thurm und das Kreuz der Sophienkirche, welche über den Häusern hereinschaut, und viel freundliches Grün von Gebüsch und Bäumen,

---

und ist heute noch der Kgl. Marstall; und hier, in diesem Theile des Gebäudes, an der Ecke der Universitätsstraße, gegenwärtig mit einer von der Stadt gewidmeten Gedenktafel bezeichnet, ward Gutzkow geboren, dessen Vater erster Bereiter des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, war.

welches weit in die Linienstraße, hinauf und herunter, gesehen wird. Und welch' ein farbenreiches Bild neuesten Berliner Lebens, wenn man auf den Platz vor dem Rosenthaler Thore hinaustritt — desjenigen Lebens, welches überall in dieser großen Stadt pulsirt, nirgends aber, zu gewissen Stunden des Tages, stärker, intensiver, als hier. In Frühlingsabendsonne getaucht liegt dieser weite Platz, in welchen fünf Straßen münden. Rechts und links öffnen sich die Lothringer- und die Elsasser-Straße, zwischen oder hinter deren hohen, schönen Gebäuden kaum noch ein Ueberbleibsel der alten Communication, Schuppen, Schornstein oder nackte Brandmauer sichtbar ist, in der Mitte boulevardartig mit Bäumen bepflanzt, die hier, in der Breite des Bodens und freien Circulation der Luft, vortrefflich gedeihen. Und welches Durcheinander von Pferdebahnwagen, Omnibussen und Menschen! Denn dies ist die Stunde, wo die Fabriken schließen und die Arbeiter heimkehren; und wenn man um diese Zeit in die Linienstraße hinein, etwa bis zur Gollnowstraße gehen wollte, so würde man es, bei der Enge dieser Straßen und ihrem schmalen Trottoir, oft schwer genug finden, überhaupt vorwärts zu kommen. Denn die ganze Schar der Arbeiter wälzt sich hier in dichter Masse dem Wandernden entgegen. Sie kommen vom Nordosten der Stadt und ziehen alle

gegen Norden. Hier aber spaltet sich der Strom und ein Arm desselben, in immer noch starkem Volumen, geht zum Schönhauser Thore, der andere zum Rosenthaler. Tausende ziehen an uns vorüber, zumeist Männer, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand, viele von ihnen bleich, hager, leidend; doch auch Frauen darunter, solche, die hier meistens in der Textilindustrie und Confectionsbranche beschäftigt sind, Blumenmacherinnen, manche frischere, hübsche Erscheinung unter ihnen, Putzmacherinnen, Schneiderinnen, einige von ihnen ganz modisch gekleidet und alle sauber. An den Straßenecken stehen an diesen Frühlingsabenden Kinder, welche ihnen Flieder verkaufen, den Busch für fünf Pfennige; und hinter ihnen her fahren kleine, niedrige Wagen, mit einer Frau darin, die einen braunen, breiten Strohhut trägt, wie die Marktfrauen, und einem Mann voran, in hohen Tönen beständig etwas rufend, was für den Uneingeweihten erst allmälig verständlich wird: „Bücklinge kauft! Bücklinge kauft, kauft, kauft!“ Dieser Wagen bringt den kleinen Leuten die Leckerbissen zu ihrem Abendbrot: Radieschen, Rettige, Grünzeug, Heringe, Flundern und vor Allem Bücklinge, die große Frühlingsdelicatesse dieser Gegenden.

Die Haupt- und Geschäftsstraße, der Bazar des Nordens, ist die Brunnenstraße, namentlich in ihrem

unteren und ältesten Theil, etwa bis zur Veteranenstraße. Hier ist Laden an Laden, und am Abend, wenn die Lichter funkeln, blitzt und schimmert es hinter den Fenstern, vor denen, auf beiden Seiten, eine kauf- und schaulustige, wenig verwöhnte Menge hin- und herwogt. Hier sind auch die großen, sog. „Waaren-Abzahlungs-Geschäfte", welche durch ganze Stockwerke reichen und in denen man — auf Borg! — Alles haben kann, von einem Hemdenknopf angefangen bis zu completen Ausstattungen und Hauseinrichtungen. Ob das System für den Arbeiter das richtige, ja nur überhaupt ein empfehlenswerthes sei, vermag ich nicht zu sagen; es wird viel von der Anwendung im einzelnen Fall abhängen. Mein Vorhaben, ein solches Etablissement kennen zu lernen, „Berlins größtes, feinstes und reellstes", wie es sich auf seinen, massenhaft zur Vertheilung kommenden gelben Zetteln nannte, ward durch eben den Mann vereitelt, der sie vertheilte. „Ach, Sie jehen ja da nich hin," sagte er, indem er mich von oben bis unten mit einem Blicke voll Verachtung und Mißtrauen musterte. Doch sei schon hier bemerkt, daß mir von Seiten unserer Arbeiter, so häufig ich auch auf diesen Wanderungen mit ihnen zusammengetroffen bin, niemals unfreundlich oder nur unhöflich begegnet worden. Wenn man sie um Auskunft fragt, so bleiben sie stehen auf den Straßen oder erheben sich

von ihren Sitzen. Rußig und müde, wie sie sind, rücken sie zusammen und machen Platz auf den Bänken — was die feineren Herren im Thiergarten und in den Pferdebahnwagen nicht regelmäßig thun, nicht einmal vor Damen. — Man kann sich getrost unter diese Leute setzen und ein Gespräch mit ihnen anknüpfen, sie werden immer ruhig und vernünftig antworten. Nur muß man freilich vermeiden, ihnen aufzufallen und sich nicht die Miene geben, sie beobachten zu wollen. „Wech da mit de Ojen", rief mir ein bestaubter Bursche von einem Arbeitswagen herunter, als ich mir die Lorgnette aufsetzte, um ihn anzusehen; doch er war bald wieder versöhnt, als ich das Aergerniß entfernte und setzte gutmüthig hinzu: „Na, wenn's weiter nischt is!" Und ein andermal, oben am Humboldthain, als dieselbe Lorgnette an einem Baume hängen blieb, ohne daß ich's wahrgenommen, kamen zwei junge Arbeiter raschen Schrittes auf dem einsamen Wege hinter mir her, bückten sich zur Erde, suchten, reichten mir, noch bevor ich Zeit gefunden, ein Wort zu sagen, das abgebrochene Stück und entfernten sich hierauf, zufrieden mit meinem Danke.

Die erste Spur der Brunnenstraße findet sich auf den Plänen von Berlin aus den zwanziger Jahren. Bis dahin war dies eine Chaussee, die

nach dem Gesundbrunnen führte und, ebenso wie die gegenwärtige Straße, nach demselben hieß. Friedrich der Große ließ sie mit einer Allee bepflanzen, von welcher auch heute noch, weiter oben, Reste zu sehen sind, Linden von mehr als hundertjährigem Alter, hier und dort, an den unbebauten Stellen, zwischen einem Häuserblock und dem anderen. Denn die Brunnenstraße, mit ihrer Fortsetzung, der Badstraße, vom Rosenthaler Thore bis zum Gesundbrunnen fast dreiviertel Stunden lang, bildet noch kein zusammenhängendes Ganzes; immer wieder, im Hintergrunde der Nebenstraßen, erscheint die freie Fläche, auf welcher sich jetzt die Züge der benachbarten Bahnhöfe rangiren, und gleich hinter der Stralsunder-Straße, die breit und luftig zum Vineta-Platz abzweigt, endet hier überhaupt die regelmäßige Bebauung. Nun kommt man an langen Bretterwänden vorbei und kann, durch die geborstenen Fugen blickend, den eingehegten Acker sehen, auf welchem hier ein einzelner Mann gräbt, dort ein Häuflein Kinder auf Grasplätzen spielt. Dies ist das Kartoffelfeld der Armen, welches von unserem Magistrat, zu billigem Pachtzins, Land und Saatkartoffeln, an Hülfsbedürftige vergeben wird, aber nur an solche, welche die würdigsten und mit einer großen Zahl von Kindern gesegnet sind. Jede dieser Familie erhält eine Parcelle von etwas über vier Aren durch das Loos zu-

gewiesen und jede größere der Abtheilungen wird unter einen städtischen Aufseher gestellt, der für Ordnung zu sorgen hat und die Leute in der besten Art der Bearbeitung ihres Ackers unterrichtet. Der Kartoffelbau der Armen — kein Almosen, sondern nur die Gewähr einer besseren Erwerbsgelegenheit für Diejenigen, die derselben werth erscheinen — ist ein althergebrachtes Institut der Stadt Berlin und hat in neuerer Zeit an Ausdehnung noch zugenommen. Das Areal, welches 1861 etwa 6500 Are betrug, ist im Jahre 1881 auf mehr als 11 000 gewachsen, der Pachtzins dagegen um ein Geringes herabgesetzt (von 9 Mk. auf $8^3/_4$) und erst ganz kürzlich ein neues Regulativ erlassen worden, in welchem u. A. bestimmt wird, daß die so gewonnenen Kartoffeln nicht verkauft, sondern nur für den eigenen Bedarf verbraucht werden dürfen*). Allerdings, je weiter die Stadt vorschreitet, desto mehr muß der Acker hinausrücken; und auch hier, in der Brunnenstraße, sieht man schon neben demselben große Placate, welche dem Vorübergehenden die Wahl lassen, das betreffende Terrain als Kartoffelfeld zu pachten oder als Baugrund zu kaufen.

Erst auf der Höhe, dem Humboldthain gegen-

---

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin. 1880, S. 236—238. — 1884, S. 132, 133 und im Anhang, S. 244.

über, bei der Rügenerstraße, beginnen die Häuser wieder, aber in immer weiteren Abständen, bis zur Badstraße, welche direct nach dem Gesundbrunnen hinunterführt. Dieser nach Preußens erstem König, unter dem er entdeckt ward, Friedrichs-Gesundbrunnen und später (1799) der Königin Luise zu Ehren Luisenbad genannt, bildet jetzt den äußersten Punkt im Norden unserer Stadt. Aber, wiewohl seit dem Jahre 1861 incorporirt, hat doch der Gesundbrunnen immer noch etwas Apartes, was diesen Ort sowohl von der Stadt als von der Vorstadt unterscheidet, etwas Ruhiges und Altmodisches, was an seine besseren und vornehmeren Zeiten erinnert. Wie die Tannen und Hügel von Freienwalde, die trauliche kleine Stadt mit dem Schloß und dem Bad uns das Bild des großen Kurfürsten zurückrufen, so der Gesundbrunnen das seines Sohnes. Seine Blüthezeit erlebte das Bad unter der Regierung Friedrichs des Großen, welcher es an einen Doctor med. Behm verpachtete. Die Bewirthschaftung des Brunnens, welcher nach dem Befund des Collegii medici „vorzüglich eisenhaltig und bei Nervenübeln anwendbar" war, muß ein nicht unersprießliches Geschäft gewesen sein; denn wir lesen in den Grundbüchern, daß dieser Doctor nach und nach alle zwischen den Berliner Hufen und der Panke belegenen Ländereien — die Weddingsländereien, auf denen heute sich ein ganzer

Stadttheil erhebt — und zuletzt auch den Brunnen eigenthümlich erwarb. Er war es, der den Heilquell in Stein faßte, der ein Tempelchen darüber errichtete, schöne Promenaden anlegte, Gebäude für die Badegäste, nebst großem Saal und Bogengängen vor den Häusern aufführte, Alles im damaligen Stil und zum Theil noch heute sichtbar, aber freilich in eine Gartenwirthschaft verwandelt.

Zwei Jahre vor seinem Tode, September 1784, war der große König einmal selber hier. Dr. Behm war bereits verstorben und der Brunnen in das Eigenthum seiner Erben übergegangen. Das Gespräch, welches der König damals mit einem derselben geführt, ist uns aufbewahrt worden. — „Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?" — „Nein, Ew. Majestät, kaum ein Drittel gegen sonst." — „Warum das?" — „Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung." — „Wann baden die Leute? im Juli, August und September?" — „Nein, Ew. Majestät, im Juni, Juli und August." — „Warum nicht im September?" — „Es pflegt dann schon kühle Abende zu geben, wo man sich leicht erkälten kann." — „Warum nicht gar! es ist ja das schönste Wetter. (Es war diesen Tag sehr warm) .... „Sind Merian und Sack (der Hof- und Domprediger) hier gewesen?" — „Nein, Ew. Majestät. Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack aber ist schon zu alt, und die Füße

wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte sind aber noch die nämlichen." — „Wie alt ist er?" — „Einundachtzig Jahre." — „Nun, man kann auch nicht ewig leben . . . . Wer besorgt Euch dies hier?" — „Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspector aber das Uebrige besorgen." — „Kann der davon leben?" — „Er ist Traiteur mit dabei, kann auch barbieren und zur Ader lassen." — „So, so (lachend) . . . . Was sind das für Häuser hier herum?" — „Die gehören alle zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht." — „Aber die in der Entfernung?" — „Das sind Colonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, und es sind Gärtner darin angesetzt." — „Ja, ja, das weiß ich . . . Da (auf den Flügel sehend) wohnen wohl die Brunnengäste?" — „Ja, Ew. Majestät." — „Und hier ist vermuthlich die Küche?" — „Ja, Ew. Majestät." — „Gott behüt' Euch!" *)

Steht er nicht leibhaftig vor uns, der Alte, der im Lapidarstyl zu uns spricht und, geistig frisch bis zuletzt, nicht müde wird, zu fragen? Hören wir ihn nicht, wie er sich um alle, selbst die kleinsten Angelegenheiten, die das Wohl seiner Unterthanen betreffen, bekümmert; sehen wir ihn nicht, wie er mit

*) (Stein), Charakteristik II, 208, cit. in „Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten seines Lebens", II, 364. — Leipzig, 1886.

der Spitze seines Krückstocks im Erbsstroh herumfährt?

Jetzt kommen königliche Gäste nicht mehr hierher; der Gesundbrunnen ist ein Ort geworden, zu welchem die Bewohner der Rosenthaler-Thor-Gegend an den Sonn- und Festtagen hinauspilgern. Der beschaulichen Stille, der Eleganz und Mode des 18. Jahrhunderts ist das Volksfest mit Aeronauten, Akrobaten und Feuerwerk gefolgt. Zwar wird auch dieses lauschige Plätzchen, welches mit seiner Laubfülle, seinen saubern Häusern zu beiden Seiten der breiten, wohlgepflasterten Straße, mitten in Gärten, noch immer einen behaglichen Eindruck macht, und dessen Alltagsbevölkerung zum größten Theil Wirthe und Kaufleute sind, in absehbarer Zeit durchaus berlinisirt sein. Schon zweigen sich von der Hauptstraße des Oertchens, der Badstraße, Seitenstraßen mit den hohen, wohlbekannten kasernenartigen Gebäuden und billigen Arbeiterwohnungen ab und die Feldwege, wenngleich noch tief im Sande, bezeichnen doch bereits künftige Straßen — eine davon, die „Residenzstraße“, mit allerdings heut erst einem einzigen Haus, in welchem „Heringe und Kartoffeln“ verkauft werden und zwar, wie auf einem Brett mit Kreide geschrieben steht: „en gros et en détail“.

Gleich so vielen andren Orten um Berlin herum führt auch der Gesundbrunnen noch ein halbes

Traumleben, aus dem er nur am Sonntag erwacht. Kommt man indessen an einem stillen Tage der Woche hierher, dann erfüllt diese Scene, Saal und Garten, sich wundersam mit den Gestalten von ehedem; und in der Dämmerung der Arkaden sitzend, glaubt man sie noch einmal zu sehen, die galanten Herren in den gestickten Sammetröcken, den zierlichen Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, die schönen, muthwilligen Damen, die unter ihrem Puder und ihrer Schminke und ihren Schönpfläſterchen so bezaubernd zu lächeln verstanden, während aus einem Tempelchen herüber, wie die begleitende Musik zu diesem Bilde, das Plätschern der Quelle tönt — der alten Quelle, welche das einzig noch Lebendige aus jener vergangenen Zeit ist. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts blieb der Gesundbrunnen oder das Luisenbad ein Rendez-vous für die gute Gesellschaft von Berlin, die sich auf ländlichen Ausflügen hier zu treffen liebte, und wir können uns vorstellen, wie da, wo jetzt Pferdebahnwagen und Omnibusse auf- und abfahren, die schweren Kutschen unsrer Altvordern unter den jungen Bäumen fuhren, welche ihr großer König gepflanzt. Ringsumher und vorwärts, soweit das Auge reichte, war offnes Feld, war Sand und Haide; nur zwischen Rosenthaler und Hamburger Thor erblickte man spärliche Anfänge der Bebauung — die kleinen Häuser

der Bauarbeiter im Voigtland und jene Colonie von Gärtnern, welche der König hierhergesetzt — „Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann, sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passiren mußte“ — die Anfänge der heutigen Gartenstraße. Darüber hinaus umspannte der Horizont eine hügelige Sandfläche, auf deren einer Erhöhung, dem sog. „Galgenberg“, ein Rest verwitterter Steine noch daran erinnerte, daß hier bis vor Kurzem das Hochgericht gestanden hatte, der Galgen.

So war die Gegend, heute mit Tausenden von Häusern bedeckt und von Hunderttausenden bewohnt — eine der betriebsamsten in Berlin, mit großartigen Vorstadtstraßen, voll von dem Geräusche der Arbeit, bis spät in die Nacht.

Doch auch unter den Häusermassen erkennt man noch die alten natürlichen Merkmale des Bodens. Dieser Theil von Berlin ist eine Hochebene; und die Straßen, welche vom Rosenthaler Thor herauf führen, zeigen eine stark ausgeprägte Hebung — stark für unser an die Fläche gewöhntes Auge, dem es eine sehr angenehme Ueberraschung bereitet, sich hier plötzlich ein Straßenbild öffnen zu sehen, mit Hügel und Thal, auf welchem Licht und Schatten wechseln, und einer bunten Staffage von Wagen und Fußgängern, bergab und bergan. Die Höhe dieses

Plateaus und die höchste bebaute Stelle von Berlin überhaupt bezeichnet die Zionskirche, welche gar anmuthig und freundlich aus einer Umgebung dichten Grüns, von Gebüsch, Rasen und Blumen emporstrebend, all' diese Straßen voll alter und neuer, kleiner und großer Häuser beherrscht. Von hier aus nimmt der Höhenzug eine nordwestliche Richtung, mit dem ehemaligen Brunnenberg, wo heute der Humboldthain liegt und dem ehemaligen Galgenberg, wo heut in ihrem oberen Theil Acker- und Gartenstraße den alten Platz des Hochgerichts umschließen. Lange noch hieß er „Galgenplatz", bis er, im Jahr 1861, diesen Namen gegen den freundlicheren des „Gartenplatzes" vertauschte.*)

Aecker sind nicht mehr in der Ackerstraße, noch Gärten in der Gartenstraße, noch Weinberge am Weinbergsweg. Und dennoch blühten sie einst, reicher, üppiger, als irgendwo in Berlin, hier an den südlichen Abhängen des Plateaus, welche die Mittagssonne haben; und hochberühmt war „Wollank's Weinberg". Der Weinberg ist verschwunden; aber die Wollanks sind geblieben, und wie sie lange die große Dynastie dieser Gegend waren, so zählen sie noch immer zu den ältesten, geachtetsten und populärsten Bürgern von Berlin. Als im Juli 1881

*) Hermann Vogt, Die Straßennamen Berlins, S. 27. Berlin, 1885.

„der alte Wollank" zu seinen Vätern versammelt und in dem Erbbegräbniß der Wollanks in der benachbarten Ackerstraße zur Ruhe gebracht wurde, da war der ganze Stadttheil in Bewegung. Jetzt, hinter einer Mauer, welches sie nach drei Straßenseiten, dem Weinbergsweg, der Fehrbelliner- und der Veteranenstraße hin umfaßt und auf einem Grundstücke, welches seit mehr als hundert Jahren den Wollanks gehört (vorher war es der gräflich Sparre'sche, zuletzt der Mollard'sche Weinberg), steht an einer leichten Bodenanschwellung die moderne Wollank'sche Villa. Durch das Thor und zierliche Gitterwerk in der Front hat man einen Blick auf den sanft ansteigenden, sammetgrünen Rasen, auf das vornehme weiße Haus unter den bejahrten Bäumen, welche mitten in dieser aufgeregten Zeit und diesem unruhigen Stadtviertel dem altererbten Besitz Etwas bewahrt zu haben scheinen von der beschaulicheren Stille der Vergangenheit, deren Zeugen sie noch gewesen und deren letzte Reste sie sind.

Noch ein Haus ist hier, an dem ich nicht unbewegt vorübergehen kann; ein Gebäude von fast palastartigem Aeußern, hoch auf einem Hügel — das jüdische Waisenhaus, mit dem Namen seiner Stifter, des nun längst verstorbenen Ehepaares Moritz und Sarah Reichenheim, über dem Portal. Oft, an solchen Nachmittagen, wenn die Kinder im Garten

spielen, oder gegen Abend, wenn ihre Stimmen aus dem Betsaale schallen, gedenke ich des bescheidenen, einem kleinen, aber bedeutenden Freundeskreise stets geöffneten Thiergartenhauses und der beiden trefflichen Menschen, welche Gutes übend darin lebten und, selbst kinderlos, für die Verwaisten ihres Volkes diesen Palast errichteten; und ich gedenke dann zuweilen auch des schönen Gedichtes, in welchem Heinrich Heine seinen Oheim Salomon besang und der Thränen, „die er weinte ob der unheilbar großen Brüderkrankheit“. . . .

Einsamer war es hier, vor so viel Jahren, als man auf „Wollanks Weinberg“ noch zwischen Gärten und Hecken wanderte; mannigfach waren die Attractionen dieses weit entlegenen Bezirks, und unter ihnen nicht die geringste für uns das Vorstädtische Theater der Mutter Gräbert. Wer weiß jetzt noch von dieser einst so populären Figur und wer noch von ihrem Theater, welches unter dem Namen „Germania-Theater“ eine Weile gegen den Wind und das Wetter weiter kämpfte, bis es heut, an diesem Frühlingsnachmittag, als ein vollständiges Wrack vor mir liegt — eine Ruine, von der morgen nichts mehr zu sehen sein wird. Und ich hab' es doch in seiner Glorie gekannt, in jenen besseren Tagen, wo noch nicht mehr als vier oder fünf Theaterzettel an

den Anschlagssäulen erschienen und der schönste von allen der der Mutter Gräbert auf dunkelrothem Papier. Gespielt ward in ihrem Theater wöchentlich nur viermal und es mußte schon hoch kommen, wenn es ein Stück bei ihr über zwei oder drei Vorstellungen hinaus bringen wollte. Denn die Bewohner von „Wollank's Weinberg" verlangten beständig Novitäten; sie gingen jede Woche viermal ins Theater und viermal jede Woche wollten sie ein neues Stück sehen. Dieses anspruchsvolle Publikum war kein geringes: es waren die reichgewordenen Schenkwirthe, Bierbrauer, Schlächtermeister und Professionisten überhaupt, die sich hier auf dieser gesunden und luftigen Höhe zur Ruhe gesetzt hatten, mit behäbigen Frauen und gebildeten Töchtern, die mit Passion ihre „Mühlbach" lasen. Diese Leute — deren Nachkommen jetzt Gott weiß in welcher „feinen Gegend" des Westens von Berlin wohnen, Equipagen halten, Diners geben und das Opernhaus besuchen — betrachteten das Vorstädtische Theater als ihr Theater, und Mutter Gräbert war die Frau, die ihr Jahrhundert verstand — die echte Theaterprincipalin; man wird ihres Gleichen nicht wiedersehen! Es hatte einmal auch einen Vater Gräbert gegeben und er hatte sogar das Theater gegründet; aber selbst für uns, die jüngere Generation, war er schon eine mythische Person geworden, und um seinen Namen, wie um den des

Gründers von Rom, hatten sich ganze Sagenkreise gebildet.

Seine Laufbahn begann in den Weißbierstuben Berlins, wo er komische Lieder sang und possenhafte Gedichte vortrug. Nach einiger Zeit hatte er sich so viel zusammengesungen, daß er ein Liebhabertheater vor dem Rosenthaler Thor erst miethweise, dann käuflich erwerben konnte; das Glück begünstigte ihn, das Geschäft blühte, und demnächst errichtete er das größere Theater auf dem Platze, wo das der Liebhaber gestanden. — Ein patriarchalisch-ökonomisches Verhältniß herrschte; Mutter Gräbert sorgte für die Küche des Etablissements und Vater Gräbert für das Weißbier und die Bühne. Er machte das Repertoire, leitete die Proben, engagirte die Mitglieder. Er war ein eifriger Widersacher der Tantième; seine Ausgabe für ein neues Stück betrug in der Regel einen — Silbergroschen. Denn die meisten seiner Novitäten bezog er aus der Leihbibliothek in der Großen Hamburgerstraße. Sollte aber einmal in außergewöhnlichen Fällen ein Originalstück aufgeführt werden, so löhnte Vater Gräbert den Dichter mit zehn Thalern Courant ab, wenn eine Mordthat darin vorkam; und mit fünf Thalern, wenn dies nicht der Fall war. Auch das Honorar, welches er seinen Künstlern bewilligte, hielt sich durchaus im Preiscourant der alten Haupt- und Staatsactionen: einige

bekamen nichts, andere acht Thaler monatlich; die höchste Gage, die er zahlte, betrug fünfundzwanzig Thaler. Durch solch weise Maßregeln entfaltete sich das Kunstinstitut vor dem Rosenthaler Thor zu einem ungeahnten Flor und manch hübsches Talent, das diesen Ursprung später verleugnete, stieg aus seinem Podium empor. Am besten aber stand sich Vater Gräbert selbst; er kaufte das Grundstück neben seinem Musentempel, machte einen schönen Garten daraus, baute ein Sommertheater hinein und bewirthete in jedem Jahre, zu des Königs Geburtstag, fünfzig Invaliden, die er am Ende des Gastmahls noch mit einem Thaler beschenkte. Als nun aber Vater Gräbert, nach so rühmlichem Leben, sein Stündlein nahen fühlte, da ging er nicht etwa in sich, wie wir anderen Sünder insgemein, sondern er fing an — Austern zu essen. Da konnte man ihn an jedem Morgen in der langen Vorderstube seines Etablissements sitzen sehen, Rollen austheilend, den Speisezettel entwerfend, seufzend über die Nichtigkeit des Daseins und — sechs Dutzend Austern vor sich. Es liegen keine genauen Berichte darüber vor, wie lange und wie viel Austern er gegessen; aber das Mittel mußte probat, oder, als er es zu gebrauchen anfing, sein Ende noch nicht so nahe gewesen sein. Denn in der Wehmuth seines Herzens baute er aus den Austernschalen Tempel und Altäre zum Schmucke

seines Gartens auf; und wenn auch die undankbare Nachwelt so grausam war, die frommen Denkmale dieses Erzvaters zu zerstören, so hatte sich doch wenigstens eine von diesen Muschelgrotten, groß genug für eine büßende Magdalene, oder zwei, mit einem Kreuz auf dem Dach und einem Kreuz an der Thür, erhalten und ich selbst habe sie oft genug bewundert, wenn ich mit den übrigen Besuchern des Theaters, zwischen einem Act und dem anderen, hinaus kam in den Garten. Wie dem nun auch sei — endlich mußte Vater Gräbert den Schauplatz so vieler Freuden, Gastmahle und Triumphe verlassen; und einem Modus in seinem Testamente gemäß, wurde er in einer Mitternacht, unter Sang und Klang, bei Fackelschein begraben.

Das Erbtheil dieses ausgezeichneten Mannes fiel seiner Frau zu. Sie hatte sich bis dahin nicht bemerklich gemacht, still und sittsam vielmehr zwischen den Schmortöpfen des Untergeschosses gewaltet. Wie denn aber der Krieg sich seine Feldherren selbst erzieht, und die Noth es ist, welche groß und erfinderisch macht: so stieg nun auf einmal das Aschenbrödel von Wollanks Weinberg aus der Tiefe herauf, — den Kochlöffel und die Weißbierflasche in der einen, den Zügel des Thespiskarrens in der andern Hand, und der Ruhm von Mutter Gräbert fing an, denjenigen des Vaters Gräbert zu verdunkeln. Eine

rüstige Matrone, mit aufgeschürzten Aermeln und hochrothem Gesicht, so habe ich sie noch gekannt und gesehen, gleich vornan in der ersten Stube hinter dem Schänktisch, in der ernsten Ausübung ihrer dreifachen Pflicht begriffen — in die Küche hinunter kommandirend, die Kellner controlirend und nur dann und wann einmal verschwindend, um auf der Bühne Ordnung zu machen.

Lang, lang ist's her! — Neben dem ausgebrannten Nationaltheater, auf dessen altem Grund hinter Bretterverschlägen schon Neubauten emporwachsen — aber Miethscasernen, keine Musentempel mehr, denn die Musen, so scheint es, fliehen diese Gegend, welche sie doch einst so sehr geliebt! — neben diesem Wirrwarr von Steinen und Gerüsten steht noch das ehrwürdige Haus der Mutter Gräbert; aber in welchem Zustand! An den beiden Pfosten der geschlossenen Eingangsthür kleben die halbabgerissenen, halb vom Regen verwaschenen blauen, grünen und rothen Zettel des Germaniatheaters und darüber erhebt sich ein ominöses Brett, an welchem die Worte stehen: „Hier sind Baustellen und Gebäude auf Abbruch zu verkaufen.“ Und ein rother Strahl der Frühlingsabendsonne färbt die Kastanien im Garten, welche jetzt noch einmal blühen, wie sie geblüht haben in unserer fröhlichen Jugend — aber zwischen Kalkgruben, aufgewühlten Erdmassen, frischem

Mauerwerk und einem fast ganz schon zerstörten Gebäude im Hintergrund, über dessen einzig noch stehender Wand ich beim schwindenden Tageslicht die Gold-Inschrift erkenne: „Laetitia 1845."*) — Und das ist das Ende von Mutter Gräbert.

Von der Zionskirche her aber läuten die Glocken; sie läuten das Pfingstfest ein, und überall in den Straßen ist ein rühriges Treiben und der liebliche Duft von Maien. Ich glaube nicht, daß man auf dem Lande sich so lebhaft mit dem Feste freut, „das da feiern Wald und Haide", oder vielmehr diese Freude so lebhaft ausdrückt, wie in der Stadt, und vornehmlich der unsren, als ob der zurückgehaltene Natursinn der Stadtkinder nur eine Gelegenheit suche, um überzuquellen. Man weiß, wie dann nicht nur Haus und Hof mit frischen Maien bekränzt werden, sondern auch Flaschenbierwagen und Milchwagen, Arbeitswagen und Droschken, die kleinen Läden und die Keller; und hier, auf Wollanks Weinberg und wo sonst in Berlin gebaut wird, rauschen und wehen die grünen Büsche bis hinauf in die höchsten Spitzen der Baugerüste, ja sogar in den Steinhaufen, mit denen die Straßen gepflastert werden, stecken diese Zeichen des nahenden Pfingstfestes. Indessen kommen uns viele Frauen entgegen, alle beladen mit Maien,

*) Jetzt erhebt sich an dieser Stelle schon eine große Fabrik (1885).

mit Calmusstauden, mit schweren Körben und mancherlei Paketen, sie steigen vom Arcona-Platz herab, wo heute Markt ist und sie zum Fest eingekauft haben. Die großen Märkte in diesen Gegenden sind die Sonnabend-Märkte und sie werden am Nachmittag und Abend abgehalten, damit der Arbeiter auf seinem Heimwege sie benutzen kann. Ich entsinne mich noch aus früheren Jahren des Samstagabend-Marktes auf dem Pappelplatz, einem kleinen Dreieck von Platz vor der Berg- und Ackerstraße, bunt von Lichtern und gedrängt voll von Menschen und Buden. Aber mit der wachsenden Ausdehnung und der zunehmenden Bevölkerung dieses Stadttheils ward der Pappelplatz allmälig zu klein befunden und der Markt von der alten Stelle nach dem neuentstandenen Arcona-Platz verlegt, einem geräumigen, luftigen Square, viel schöner und größer als jener — er mag im Umfang ungefähr dem Gensdarmenmarkt gleichen — mit hohen, neuen Häusern im Geviert und einer stattlichen Gemeindeschule, die sogar einen Thurm hat, als monumentalem Abschluß. Trotzdem scheinen die Marktfrauen mit der Veränderung nicht sehr zufrieden. Eine von ihnen, eine Gemüsefrau, bei der ich mich erkundigte, wie das Geschäft hier oben gehe, klagte, daß es auf dem Pappelplatz besser gewesen. Da seien die Arbeiter gekommen und hätten gekauft, mit dem Wochen-

lohn in der Tasche; hier herauf aber, „auf den Berg“, möchten sie nicht steigen. Dennoch bietet der Markt auf dem freien, schönen Platz, zumal an diesem Pfingstsonnabend, ein sehr anziehendes Schauspiel mit der bunten Menge, die sich zwischen den Buden und Zelten auf- und abdrängt, mit all' den guten Sachen, die darin aufgehäuft sind; mit dem Geruch von frischem Kuchen — Napfkuchen in allen Formaten und Weißbrot vom Gesundbrunnen bergehoch übereinander gethürmt — mit dem Abendlicht und dem Geläute der Glocken, welches unabläßig von der Zionskirche herüberklingt. Wagen, hoch mit Maien beladen, stehen in den einmündenden Straßen und Calmusbüschel sind auf allen Tischen und in allen Händen — denn ohne diese Pflanze, welche lange schon an unsren Sümpfen und Gewässern wild wuchert, kann der kleine Mann in Berlin sich Pfingsten nicht wohl denken. Er stellt die Blätter in einem Wasserglas ans Fenster seines Zimmers, das sie mit ihrem schwachen Aroma erfüllen und aus der Wurzel macht sein Junge sich Flöten, deren schnarrender Ton um diese Zeit, als die eigentliche Pfingstmusik, an allen Ecken und Enden von Berlin gehört wird.

Unabsehbare lange Straßen ziehen sich von hier hinaus ins Freie.

Diese Straßen waren vor vierzig, fünfzig Jahren

noch wirkliche Landstraßen, auf denen der gesammte Personen- und Güterverkehr der damaligen Zeit sich bewegte; Chausseen, auf welchen Frachtwagen und Postkutschen fuhren, durch das Hamburger Thor nach den mecklenburgischen Landen und Hamburg, durch das Rosenthaler und Schönhauser Thor nach Pommern und Stettin, durch das Prenzlauer Thor nach Stralsund, durch das Landsberger Thor nach Ostpreußen u. s. w. Dergleichen Chausseen oder Alleen gab es damals in allen Richtungen von Berlin.

In dem rascher vorwärts geschrittenen Westen- wo die Potsdamer Straße noch 1831 „Chaussee nach Potsdam", und im Süden, wo die Belle-Alliance, Straße noch 1842 „Weg nach Tempelhof" hieß, sind die Bezeichnungen verschwunden, während sie sich hier auf dem etwas länger zurückgebliebenen Strich erhalten haben, von der Chausseestraße im Norden bis zur Prenzlauer Chaussee und Landsberger Allee im Nordosten. Und nicht nur der Namen, sondern auch, je weiter man kommt, ein gewisses ländliches Ansehen, welches sich zuletzt zu einer Art ländlicher Einsamkeit steigert. Denn wiewohl jetzt Häuser stehen und fortwährend gebaut werden, wo vor nicht langer Zeit Gärten und Felder waren, so haben diese Straßen doch meist ihre natürliche Breite beibehalten, welche in der Schönhauser Allee so beträchtlich ist, daß man an manchen Stellen kaum

noch von der einen Seite nach der anderen hinübersehen kann und auf diese Weise gar nicht mehr das Gefühl hat, in einer Straße zu sein. Dichte Gruppen alter, schöner Kastanien stehen noch in der Kastanien-Allee, welche von der Zionskirche hierherführt und sie geben, zumal in der Blüthezeit, mit ihrem Grün und Silber der endlos langen Straße einen freundlichen, traut anheimelnden Charakter. Seitenstraßen zweigen sich von diesem Plateau langsam bergab zur Schönhauser Allee, der großen Communicationsader des Ostens mit dem Norden, wie es die Brunnenstraße die des Centrums und die Chausseestraße die des Westens ist. Kreuzt man die Schönhauser Allee, welche mit der beständigen Bewegung von Menschen und Wagen einen äußerst lebendigen Eindruck macht, so befindet man sich in einer stillen, noch wenig bebauten, mit vielen offenen, nur von Bretterzäunen umschlossenen Straße, der Pappelallee, das Ende derselben bezeichnet das Ende der Stadt überhaupt. Auf dem Wege dorthin sieht man eine Mauer mit einem Schilde darüber, welches besagt, daß dies der Kirchhof der freireligiösen Gemeinde. Klein, wie diese Gemeinde sein mag*), ist auch ihr Kirchhof der kleinste, den ich in Berlin gesehen habe.

---

*) Wenn ich den Verwaltungsbericht 1877—81 (I, 97) richtig verstanden habe, so zählte sie 1880: 1173 Mitglieder gegen 710 im Jahre 1875.

Die Mitglieder derselben gehören zumeist dem Stande der kleinen Gewerbtreibenden und Arbeiter an; und bescheiden wie der Saal, in dem sie sich zur gemeinsamen Andacht versammeln, ist auch der Kirchhof, auf dem sie begraben werden. Aber er ist äußerst sauber gehalten, liegt schon fast ganz im Freien und auch auf seine Gräber scheint diese Sonne des Pfingstvorabends freundlich, friedlich hernieder. Auf der Straße vor demselben ist es ganz einsam und still, bis auf die Kinder, die mit nackten Füßen auf dem holprigen Steinpflaster herumspielen. Doch auch hier noch, an der äußersten Grenze Berlins, hat man die ganz bestimmte Empfindung der Sicherheit, welche die Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gibt. Zwar einen Schutzmann habe ich hier — und auf meinem ganzen Wege — nicht gesehen und mich verlangte auch nicht nach ihm. Aber dafür sah ich — erstens — einen Sprengwagen mit dem Bären, dem Wappenbilde der Stadt Berlin, welche hier, in dieser entlegenen, armen Straße, so gut für Reinlichkeit sorgt, wie in irgend einer der vornehmsten des Thiergartenviertels; und zweitens sah ich, als fast das letzte Haus, eine Gemeindeschule — eines jener stattlichen Gebäude, die sich überall in diesen Volksquartieren wie die festen Burgen guter Gesittung erheben und den für eine Weile von allen Banden der gewohnten Umgebung abgelösten Wandrer mit

einem wundersam frohen Vorgefühl der Zukunft erfüllen.

Immer schon, indem man diese Straße hinangeht, hat man vor sich einen weißlich dämmernden Streifen mit dem Blau des Himmels darüber; und hier endlich ist kein Berlin mehr — kein Haus mehr, so weit der Blick reicht, nur eine Windmühle und sandiger Hügel. Hier sind wir im Freien. Vor uns liegt die Heinersdorfer Gemarkung. Der Geruch des Kornfeldes ist in der Luft und die Spitzen der Halme, vom Abendwinde geschaukelt, schimmern röthlich in der untergehenden Sonne. Weit hinüber dehnt sich der Abendhimmel, weit und blau, nur an den Rändern dunstig von der Atmosphäre der Stadt, in welcher ein und eine Viertelmillion Menschen athmen und arbeiten, von deren ungeheurer, stundenweiter Ausdehnung man aber hier oben nichts sehen kann. Man sieht nur das Nächste, das nächste Haus, die nächste Straße, die Windmühle, den Sandhügel — und eine Lerche schwirrt über den Feldern und singt, wie ich sie habe singen hören, einst, auf den Hügeln meiner Heimath, am Vorabend des Pfingstfestes . . .

Kehrt man nun von hier in die Schönhauser Allee zurück, so mag sie Einem wohl mit ihren Gärten und Villen und Häusern und Pferdebahnen

und Omnibussen wie eine Stätte alter Cultur erscheinen. Hier ist Alles bepflanzt und bebaut, — nur der Platz an der „einsamen Pappel", ganz oben, ist noch, wie er war, so lange Menschen sich erinnern können. Hier, auf dem freien Felde, ging es einst stürmisch her in den Volksversammlungen des Jahres 1848, welche die „einsame Pappel" berühmt gemacht haben. Aber jetzt ist es auch dort still. Auf dem spärlichen Graswuchs lagert hier und dort ein Arbeiter, der seine Zeitung liest oder sein Abendbrot verzehrt oder sich zum Schlaf ausgestreckt hat; ein paar Kinder tummeln sich an den sandigen Abhängen, ein paar Spaziergänger kommen über den kaum erkennbaren Pfad, und in der Mitte, schon im Schatten, steht sie selber, die Pappel — der einzige Baum weit und breit — und am Rande des Feldes glühend roth der Ball der untergehenden Sonne.

Wenn man nun weiter zum Schönhauser Thor abwärts geht, so geräth man in ein dichtes Volksgewühl. Von rechts und von links funkeln die Lichter und schallt Musik aus den Gärten der großen Brauereien, welche von dem behäbigen Mittelstand der benachbarten Gegend besucht werden. Die eigentlich populären Vergnügungslocale, wo man unglaublich viel für wenig Geld zu sehen und zu hören bekommt, und welche gleichfalls hier, an der Einmündung der Kastanienallee in die Schönhauser Allee

liegen, sind heute noch dunkel. Aber in hellstem Glanze werden sie morgen strahlen; denn mit dem ersten Pfingsttag und einem Frühconcert eröffnen sie ihre „Saison“. Dann werden Puhlmann's Garten, die Neue Walhalla und der Berliner Prater mit Tausenden gefüllt sein. Im Hintergrunde steht ein kleines Theater, auf welchem, unter freiem Himmel, abwechselnd sentimentale Sängerinnen und Tanzkünstler sich produciren, Komödien und Zauberpossen aufgeführt werden, von denen jedoch nicht der dritte Theil der bis an den äußersten Rand gedrängt stehenden oder sitzenden Zuschauer ein Wort verstehen oder einen Ton erhaschen mag, wie gespannt sie auch lauschen. Gleichzeitig ist vorn in einem Saal am Eingang „Ball“; wird geschossen, gewürfelt, „gewogen“, die „Kraftprobe“ gemacht und Billard gespielt; werden an einem Tische „belegte Stullen“ und Würste verkauft, an zwei Büffets Bier, „die Weiße“ und der „Gilka“ geschänkt, und Garten und Tische mit abgerissenem Papier bedeckt, da die meisten dieser Gäste sich ihre Mahlzeiten selber mitbringen. Und sie müssen sich für diese Gelegenheiten ganz gehörig verproviantiren; denn solch ein Vergnügen dauert lang. Es kommt noch der Luftballon, eine „Zaubersoirée“, die Illumination und das Feuerwerk, verbunden mit einem Militärconcert, welches in früheren Jahren die Schlacht bei Leipzig darzustellen pflegte,

jetzt aber, mit vielfachem Kanonendonner, gewöhnlich die von Sedan aufführt. Schon bedecken die rothen, grünen, gelben und blauen Zettel mit einem Programm, welches an die fünfzig Nummern zählt, die Pforten dieser Musentempel extra muros; und mit Befriedigung entnehme ich einem jeden von ihnen, daß allhier, unter so viel Zerstreuungen, doch noch immer „Familien Kaffee kochen können". Aber in die Form und Fassung dieses altehrwürdigen Ausdrucks ist ein gewisses Schwanken gekommen. „Hier können Familien Kaffee kochen" — so hieß es früher, und das war deutlich, das konnte man verstehen; diese fünf Worte hatten etwas Monumentales: sie waren wie ein Paragraph der Verfassung, involvirten alle Möglichkeiten und schlossen jede Willkür aus. Was soll ich nun davon denken, daß es gleich auf dem ersten dieser Zettel heißt: „Hier können Familien an Wochentagen Kaffee kochen". Nur an Wochentagen? — Das nimmt der Sache den halben Werth; und es beruhigt mich keineswegs, daß die beiden folgenden Zettel wieder einzulenken scheinen, indem sie sagen: „An allen Tagen können Familien Kaffee kochen", und „Familien können zu jeder Tageszeit Kaffee kochen", oder der vierte gar: „Den geehrten Damen ist die Kaffeeküche geöffnet". Ah, ces Dames! — Diese „geehrten Damen", und noch mehr die höflichen Wirthe machen mir bange; und ich muß ge-

stehen, daß es mir, ein paar Tage später, als die Familien und der Kaffee bereits in vollem Gange waren, eine ordentliche Erleichterung gewährte, Zeuge zu sein, wie der höfliche Wirth Nr. 4 einen harmlosen Jüngling, der nichts Böses gethan, außer daß er einen Blumentopf in den Armen hielt und sich, um besser nach der Bühne hin sehen zu können, ein wenig auf die Fußspitzen hob, nach alter guter Väter Sitte an dem Kragen nahm und aus dem Locale warf. Dieser Zug von Gemüthlichkeit rührte mein Herz und rettete meinen Glauben an die Zukunft; denn ein grober Wirth und die kaffee-kochenden Familien, die gehören nun einmal zusammen im Berliner Volksleben und werden nur miteinander daraus verschwinden. —

Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium, Straßen, Häuser und Menschen; und von dem Alten wird bald wenig genug mehr zu sehen sein, besonders in diesen Gegenden. Hier z. B., an der Ecke der Acker- und Elisabethkirchstraße, welch' letztere damals, vor etwa zwanzig Jahren, noch gar nicht existirte, war ein kleiner Cigarrenladen, in welchem ich eine der merkwürdigsten Bekanntschaften meines Lebens machte. Der Eigenthümer des Ladens, Herr Queva mit Namen, fabricirte und verkaufte nämlich nicht nur Cigarren, sondern auch Gedichte, und

Beides, Cigarren und Gedichte, hing an einem Bindfaden aufgereiht vor seinem Schaufenster. „Eigenes Fabrikat" stand mit großen Buchstaben in weißer Farbe daran geschrieben. Herr Queva verfertigte seine Gedichte nicht gerade auf Bestellung; aber er besaß ein feines Ohr für die jeweilige Stimmung und richtete sich darnach ein, behandelte die Ausschreitungen der Mode, die Putzsucht der Köchinnen, die Crinolinen, die Figuren auf der Schloßbrücke, kurz, die Fragen der Zeit, mischte sich wohl auch in Politik, namentlich die äußere, da mit der inneren damals nicht viel zu machen war. Er war ein Herr in mittleren Jahren, von untersetzter Statur, ein schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht, und ich erinnere mich, daß er immer gestickte Pantoffeln trug. So stand er hinter seinem Ladentisch, wenn ich an den Mittwoch-Nachmittagen hierher kam, um ein Viertelstündchen mit ihm zu plaudern und von seinen inzwischen erschienenen neuen Gedichten zu kaufen. Denn diese schienen mir besser, als seine Cigarren, weswegen ich mich ihm auch immer nur als ein Liebhaber der Poesie, niemals aber als ein Raucher von Profession zu erkennen gab. Einige seiner Verse sind mir noch im Gedächtniß, wie z. B. die gelegentlich unserer Mobilmachung von 1859 entstandenen, in welchen er den Kaiser der Franzosen folgendermaßen haranguirt:

Det Du uff Preußen 'nen Gieper hast, det jlooben wir Dir schon;
Wir wollen Dir aber nich als Gast, Du oller Kronensohn.

Und dennoch hat der Volkspoet der Ackerstraße, wie mir aus einer seiner späteren Effusionen hervorgeht, es erlebt, den also von ihm Besungenen als Gast auf der Wilhelmshöhe zu begrüßen. Ja, es ist wie ein Traum, wenn man auf dieses Vierteljahrhundert zurückblickt! Wohl steht noch das Haus an der Ecke und ich erkenne den Laden, das Fenster und in den alten, halbverwischten Buchstaben das „eigene Fabrikat" — aber ach! — der Dichter und die Gedichte sind verschwunden und nur die Cigarren sind geblieben und hohe Gebäudemassen ringsumher.*) Die Acker- und die Gartenstraße, die damals hier, am Pappelplatz, ein Ende hatten, sind ins Grenzenlose hinausgewachsen, bis hinauf nach dem Humboldthain, mit neuen Straßensystemen zwischen

*) Nach der ersten Veröffentlichung obiger Skizze („Deutsche Rundschau", April 1885) schrieb mir ein freundlicher Leser der genannten Zeitschrift: „Queva, von dem man nach Ihrer Schilderung annehmen sollte, daß er nicht mehr unter den Lebenden weile, verkauft zwar keine Cigarren mehr, dichtet aber nach wie vor" (— „unter Assistenz seiner Tochter", wie ein zweiter Correspondent hinzufügt). „Die neuesten in Berlin gesungenen Leierkastenlieder haben ihn zum Verfasser." Von dieser erfreulichen Thatsache, die mir übrigens nicht ganz unbekannt war, sei hier, mit gebührendem Danke, Notiz genommen.

sich, die jetzt zwei ganze Stadttheile, den „Wedding" und das „Spandauer Revier außerhalb" bilden. Prachtvoll erhebt sich in ihrer Mitte der Stettiner Bahnhof, und an ihrem Rande brausen unaufhörlich die Züge der Ringbahn, deren eiserne Stränge die Stadt umgürten. Arbeiter mit ihren Kindern auf den Armen stehen vor den Thüren und aus den Fenstern schauen Mann und Frau gar einträchtiglich auf die Bewegung in den Straßen und den Abendhimmel, der sich weit und golden gegen Westen spannt. Freilich, mehr Poesie war in der Welt, als Mutter Gräbert noch lebte und Herr Queva noch sang, da, wo jetzt Fabriken sind, hin- und hergehende Locomotiven, hohe Häuser, Rauch und Lärm. Aber etwas ist die Prosa doch auch werth; und mitten unter diesen Fabriken, und gleichsam umbrandet von der großen Arbeiterströmung, steht ein schöner, äußerst solider Ziegelbau, durch einen stillen Hof vor den allzu lauten Stimmen der Straße geschützt, und von Grün und Gartenanlagen gar freundlich umgeben. Es ist das Humboldt-Gymnasium, welches seit nunmehr zehn Jahren besteht — eine Stätte der Wissenschaft und eine Huldigung für sie, hier auf dem Boden der mechanischen Arbeit im äußersten Norden von Berlin. Es war eine verdienstliche That unserer Stadtverwaltung, dies Haus gerade in dieser Gegend zu begründen; und ich er-

innere mich noch des ersten Directors, des feinen, liebenswürdigen, leider allzu früh verstorbenen Schottmüller, mit welchem Vertrauen und Muth er an seine Culturarbeit ging, als das Gymnasium nur erst in den untersten Classen eröffnet werden konnte. Wenn er jetzt noch lebte, würde er sehen, wie die Anstalt florirt und es sowohl an Schülerzahl, wie an glücklichen Resultaten mit den andern Gymnasien der Hauptstadt aufnimmt. —

In der Bergstraße war es auch, wo ich durch eine Fülle frischen Grüns überrascht ward, dessen ich mich aus den früheren Jahren nicht entsann; und auf einmal, durch eine Pforte hereintretend, befand ich mich in einer außerordentlich belebten, gartenartigen Anlage. Dies ist der alte Sophienkirchhof, der in den dreißiger Jahren noch benutzt ward. Der ursprünglich älteste war der, den ich meinen Lesern bereits gezeigt habe, in der Sophienstraße, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch Kirchhofsgasse hieß. Hierauf ward der Kirchhof in die damals noch unbebaute Gegend vor das Hamburger Thor verlegt, zwischen der gegenwärtigen Berg- und Gartenstraße, und vor etwa fünfzig Jahren geschlossen, nachdem man den neuen Sophienkirchhof noch weiter hinaufgerückt, über den heutigen Pappelplatz hinaus. Was mich immer und immer wieder auf diese Berliner Kirchhöfe zieht, das sind die

Bilder und Erinnerungen der alten Tage. Wie viel irdische Größe, wie viel Ruhm und wie viel Unglück ruhen hier beisammen! Jeder Kirchhof dieser großen Stadt ist voll von Schatten, die wieder lebendig werden, wenn man ihre Namen nennt. Hier ist das Grab von Charlotte Stieglitz, und auf dem Kreuze desselben sind die Worte: „Wir werden uns wiedersehen, freier, gelöster!“ — die letzten, mit denen sie, das junge, blühende Weib, ihr Leben opferte, wähnend, daß ein großer Schmerz allein ihren zurückbleibenden Gemahl zu großen dichterischen Thaten wecken könne — den Unglücklichen, der nun neben ihr ruht, ohne die große dichterische That, die sie von ihm geträumt! . . . Hier, auf dem neuen Sophienkirchhof, ist auch das Grab Lortzing's, und wer auf dem mehr als bescheidenen Denkstein diesen Namen liest, dem mag das Herz wohl übergehen in dankbarer Erinnerung an die vielen lieblichen erquickenden Melodien, deren Schöpfer er war, und in Wehmuth über das Schicksal dieses wahrhaft spontanen Talents, welches im kleinen Genre so groß war! Er hat es nicht erleben sollen, der nach unstätem Wandern kaum achtundvierzigjährig und im Elend starb, seine Werke mit dem königlichen Glanz unseres Opernhauses aufgeführt zu sehen, wo sie, mitten zwischen den Banalitäten des Tages und der gespreizten Unnatur den unbefangenen Hörer anmuthen

wie die Wald- und Quellenfrische der echten Natur, so voll von reiner Heiterkeit, und so frei von jeder Spur des mühsam Gemachten — so ganz, wie von selbst geworden!

Deutsch war sein Lied, und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, das Lied tönt fort.

Mittlerweile hat der Magistrat dem ehemaligen alten Sophienkirchhof seine jetzige freundliche Gestalt gegeben, und derjenige, dem die Nachbarschaft dankbar dafür sein muß, war ein früherer Berliner Bürger, der im August 1877 zu Dessau verstorbene Rentier Heyse, der die Stadt Berlin zur Erbin seines großen, über eine Viertelmillion Mark betragenden Vermögens einsetzte. Er überließ dem Ermessen des Magistrats die Verwendung der Zinsen „zur Förderung alles Dessen, was für die bedürftigen, aber fleißigen, talentvollen Bewohner der Stadt nützlich ist". Er wünschte auch, daß ein Theil des Einkommens „zur Verschönerung der Stadt, zur Bepflanzung mit Bäumen" verwandt werde. Dann fuhr er fort: „Insbesondere empfehle ich die Ueberschüsse als Beitrag, wenn es sich ereignen sollte, daß geschlossene Begräbnißplätze zu Erholungsplätzen für Alt und Jung eingerichtet werden sollten . . . Es

wäre eine Wohlthat für die Bewohner und ein Schmuck für die Stadt, wenn die in und um die Stadt noch bestehenden schattigen Begräbnißplätze den Nachkommen für spätere Zeiten zu Erholungsplätzen erhalten würden . . . Die Liebe zu meiner Vaterstadt führt mich zu dieser Betrachtung"*).

Im Sinne des guten Mannes wurde demgemäß der alte Sophienkirchhof in eine Stätte der Erholung für diesen Stadttheil verwandelt, der an solchen Plätzen bisher besonders arm gewesen war. In dem Berliner Wohnungsanzeiger wird er noch immer als „Kirchhof" aufgeführt, aber die Leute dieser Gegend nennen ihn „Spielplatz". Er nimmt noch den ganzen Raum zwischen Berg- und Gartenstraße ein, nach welcher sich ein zweiter Ausgang öffnet, und hat seinen eigenen, vom Magistrat bestellten Aufseher, der des Abends die beiden Pforten verschließt. Von den Gräbern ist keine Spur mehr, aber noch stehen und rauschen die hohen, alten Bäume, und auf den Bänken, die sich hier reichlich vorfinden, oder auf Schemeln, hölzernen Stühlen und Rohrsesselchen, die sie sich selber mitgebracht haben, sitzen hier in der Abendkühle die Bewohner der angrenzenden Straßen, alte und junge Ehepaare traulich beisammen, und die Kinder jagen sich auf dem

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, 1877—1881. II, 55.

Rasen, während durch das Grün der Gebüsche die großen Feuer der anstoßenden Hoppe'schen Maschinenfabrik leuchten. Für den Wanderer, der hierher kommt, ist es ein erfreuender Anblick, zu sehen, wie für das heranwachsende Geschlecht überall in dieser Stadt gesorgt ist; und nachdem er vielleicht vor einer Stunde dem Spiele der Jugend im Thiergarten zugeschaut, nun auch hier in diesem dichtbevölkerten Quartier, unter Fabriken und Schornsteinen, Scharen fröhlicher Kinder zu begegnen, weniger elegant und nach der Mode gekleidet als jene, Proletarier-Kinder, aber doch auch mit ihrem bescheidenen Antheil an frischer Luft und belebendem Grün, und ebenso glücklich in ihrer harmlosen Lust, wenn es gleich Gräber sind, auf denen sie spielen. —

Endlich bietet sich mir auch in der Ackerstraße noch ein Anblick, welcher allein genügen würde, den ungeheuern Abstand von Einst und Jetzt darzuthun, oder gewissermaßen in einem Bilde zu zeigen: ich meine die Meyer'schen Familienhäuser, welche den Platz einnehmen, wo früher die Baracken des Voigtlandes gestanden haben. Auch damals gab es hier schon „Familienhäuser". Aber wie es darin ausgesehen, das ist in dem Buche Bettina's von Arnim beschrieben: „Am leichtesten übersieht man einen Theil der Armengesellschaft in den sog. Familienhäusern. Sie sind in viele kleine Stuben abgetheilt,

von welchen jede einer Familie zum Erwerb, zum Schlafen und Küche dient. In 400 Gemächern wohnen 2500 Menschen . . . Der Vater webet zu Bett und Hemden und Hosen und Jacke das Zeug und wirkt Strümpfe, doch hat er selber kein Hemd. Barfuß geht er und in Lumpen gehüllt. Die Kinder gehen nackt, sie wärmen sich eines am andern auf dem Lager von Stroh und zittern vor Frost . . . Kreuzweis wird durch die Stube ein Seil gespannt, in jeder Ecke haust eine Familie; wo die Seile sich kreuzen, steht ein Bett für den noch Aermeren, den sie gemeinschaftlich pflegen . . ." *) Wenn man mit solchen Zuständen die gegenwärtigen Familienhäuser vergleicht, dann begreift man, welche Fortschritte wir seitdem gemacht haben. Colossal in ihrem Umfange, geben sie dem Verhältniß sichtbaren Ausdruck, in welchem mit sparsamster Ausnutzung des vorhandenen Raumes zugleich für das häusliche Wohlbefinden und die sanitäre Zukömmlichkeit großer, dicht zusammen wohnender Menschenmengen gesorgt werden kann. Dem Erbauer oder Begründer mag das Beispiel der Peabody-Buildings in London vorgeschwebt haben, soweit System und Einrichtung in Frage kommen. Denn von Wohlthätigkeit ist hier keine Rede; diese Familienhäuser sind Miethshäuser mit

---

*) „Dies Buch gehört dem König." S. 534, 535.

etwa fünfhundert Einwohnern. Sie gleichen einer kleinen Stadt, wimmelnd von Menschen und mit jeder Art von Hantirung. Die Front des Hauptgebäudes, mit zwei mächtigen Portalen, flankirt die Ackerstraße; dahinter öffnen sich fünf Höfe, jeder mit zwei vierstöckigen Quergebäuden, durch welche ein gewölbter Durchgang führt, mit zwei Seiteneingängen für die Häuser selbst. In den Höfen herrscht das Leben einer Straße; Kinder spielen fröhlich umher, Werkstätten von jeglicher Beschaffenheit sind in vollem Betrieb, und Frauen, welche Grünkram und Obst feil halten, sitzen an den Ecken. Den Hintergrund des letzten Hofes bildet eine Badeanstalt mit einer großen Uhr, welche die Zeit in diesem Gebäudecomplex regelt, und vorn, am Straßenportal, hängt eine fast die ganze Wand bedeckende Tafel mit den Namen der Einwohner, daneben allerlei sonstige Benachrichtigungen, über die nächste Postexpedition, die nächste Polizeistation u. s. w., und das Hausreglement. Ich muß sagen, daß dies Alles einen guten Eindruck machte, wie ich bei Zwielicht die Höfe durchschritt, in welchen so viele Hunderte dicht zusammen leben und dennoch einander nicht im Wege sind. Die Luft in den angemessen geräumigen Höfen war nicht schlecht, und als ich sie verließ, fingen eben die Gaslaternen an, ihr reichliches Licht in denselben zu verbreiten.

„Von hier, vom unheimlichen Voigtland, der damaligen Höhle des Pauperismus," erzählt Gutzkow in seinem Buch aus der Knabenzeit, „zogen sich einsame, endlos scheinende Sandflächen bis nach Tegel hin . . . Da lag der Gesundbrunnen und eine Saharawüste, die man den Wedding nennt und auf dessen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen, kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerciren pflegte."

Sehen wir uns heute diese Gegend an. — Was ihr die Signatur gibt, das sind die großen Fabriken; sie voran, die Borsig'sche und nebenan die Eggels'sche, die Schule unsrer großen Maschinenbauer aus den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, aus welcher auch Borsig hervorging. Es sind dies, nebst der inzwischen eingegangenen Freund'schen die ältesten unserer Fabriken; diejenigen, in welchen die jetzt so hochentwickelte Maschinenbau- und Eisen-Industrie von Berlin ihren Anfang nahm. Ein Wald von Schornsteinen dehnt sich dahinter aus und wird immer dichter, je mehr dem Norden zu. Denn die Richtung der Zeit geht in diese noch wenig bebauten Lagen, wo Grund und Boden billiger und die Kohlen und das Eisen, durch die dorthin führenden Bahnen, näher sind. Aber immer noch ist die Borsig'sche Maschinenbau-Anstalt, da, wo ehemals das Oranienburger Thor war, gleich am Eingang der Chausseestraße, mit ihrem Thurm,

ihren Arkaden und den Emblemen und Figuren der Arbeit über ihrem Portal, das Wahrzeichen dieser Gegend — weithin sichtbar, wenn man die Friedrichstraße heraufkommt.*) —

Es ist ein wunderlieblicher Sonntagsmorgen im Juni — der erste Juni, der erste Pfingsttag.

Heute hat die Chausseestraße ein sonntägliches Aussehen und nur hier und dort über einem Schornstein kräuselt noch ein leichtes Wölkchen in die wolkenlose, blaue Luft. In den tiefen Höfen, wo die Berge von Steinkohlen lagern, ist Alles still, und in den Vorgärten, wo selbst hier, zwischen Rauch und Ruß und Zink- und Eisenguß der Frühling emporgekommen ist, flimmert das junge Laub in der Sonne, vermischt mit Flieder, dieser holden, genügsamen Blüthe,

---

*) Die Eggels'sche Anstalt ist unterdessen schon verschwunden; aber auch die Borsig'sche hat dem Druck der ungünstigen Conjuncturen nicht länger zu widerstehen vermocht. Als ich zum letzten Male, in der Mittagsstunde, vor dem Eingangsthore stand, strömten nicht mehr die Scharen der Arbeiter heraus, wie sonst, nur noch einzeln kam ein Mann oder eine Frau; stille geworden war es an dieser Stätte vormals so gewaltiger menschlicher Thätigkeit und nicht lange mehr, so werden auch hier die Feuer erloschen, wird das ganze Terrain mit Häusern und Hinterhäusern dicht bedeckt und der Name der Borsigstraße Alles sein, was an eine für die Entwicklung der Industrie in Berlin so wichtige Epoche erinnert. (Anmerkung vom 4. Februar 1887.)

die den Boden von Berlin liebt und um diese Zeit des Jahres ihren Duft durch alle Straßen sendet.

Auch der Pferdebahnwagen, in dem ich fahre, hat heut ein anderes Aussehen und ein anderes Publikum als gewöhnlich. Nicht nur festtäglich sind die Leute gekleidet, es liegt auch in ihrem Benehmen etwas Ruhiges und Feierliches, was gegen den Wochentagslärm und Geschäftshabitus, der hier sonst gemeiniglich herrscht, sehr wohlthuend absticht. Bejahrte Männer oder Frauen, von ihren Töchtern liebevoll unterstützt, kommen in den Wagen; viele haben Blumen in der Hand, mehrere noch das schöngebundene, wohlerhaltene Gesangbuch.

Am Ende der Fahrt, aus der Häusermasse, ragt plötzlich der Thurm einer neuen Kirche empor, der Dankeskirche auf dem Weddingplatz.

Hier war einst ein weites, von der Panke bewässertes, mit Weidengebüsch umgebenes Haideland, von den Umwohnern das Weidicht, Wedig*), und in den alten Urkunden „up dem Wedding" genannt. Noch im 13. Jahrhundert stand hier ein Dorf, von welchem aber nichts geblieben, als ein Hof oder eine Meierei, ein sog. Vorwerk, welches an der heutigen Reinickendorfer Straße lag und lang im Besitz der Krone war. Unter dem großen Kurfürsten ward es

*) Cotta, Heimathkunde, S. 81.

von seiner Gemahlin, der wirthschaftlichen Dorothea als Schäferei benützt, unter Friedrich dem Großen aber in Erbpacht gegeben, während zugleich der Anbau des umliegenden, in Parcellen ausgetheilten Haidelandes begann. Indessen ging es langsam damit vorwärts. Aeltere Berliner mögen sich der endlosen Chaussee wohl noch erinnern, auf der sie wenigstens einmal im Sommer nach Tegel hinausfuhren. Es war kein großes Vergnügen auf der staubigen Landstraße, immer in der Sonne, bis das schattige Grün des Dörfleins und Parkes erreicht war. Aber der Berliner war es damals nicht besser gewöhnt. Die Chaussee führte mitten durch den Wedding und gab uns, die sonst niemals hierher gekommen wären, Gelegenheit, diese Gegend in ihrem fast noch ursprünglichen Zustande zu sehen. Als zu Beginn des Jahrhunderts diese „Kunststraße" angelegt ward, da waren auf der ganzen Strecke von der Panke ab vier Wohnhäuser und außerdem nur Windmühlen, welche damals wie jetzt, immer weiter hinausgedrängt, das Ende von Berlin bezeichneten. Nach diesen Mühlen ward die Straße später genannt, Müllerstraße, heute wohlgepflastert, mit zwei Pferdebahnen und mit Häusern auf beiden Seiten, wenn auch noch in zuweilen ziemlich weiten Abständen. Im Jahre 1801 aber, als die Stadt den größeren Theil des Wedding erwarb, während

der sog. „kleine Wedding“ noch in Privatbesitz blieb, zählte das ganze Gebiet nicht mehr als 150 Bewohner; und es bestand aus Sandwüsten, Sümpfen, Luchen und Fennen, hin und wieder von einem Stück spärlicher Fichtenwaldung unterbrochen. Um es urbar zu machen, verpachtete der Magistrat die Ländereien in größeren und kleineren Parcellen an sog. „Colonisten“, die ihre Arbeit vortrefflich thaten. Auch der Wedding, wie so mancher andere Stadttheil des gegenwärtigen Berlins, der heut in voller Herrlichkeit prangt, war, wie dieses ganze Berlin, einst aus solch' unscheinbaren Anfängen hervorgegangen; nur daß dieser jüngste von unseren Stadttheilen die Kennzeichen seiner Entstehung noch am deutlichsten zeigt und gleichsam vor unseren Augen den Proceß in allen seinen wesentlichen Zügen noch einmal wiederholte, durch welche dieser unwirthliche Boden in eine der glänzendsten Städte der Welt verwandelt ward. Als die Stadt Berlin im Jahre 1817 von dem letzten Erbpächter Vorwerk und Ländereien unter gleichzeitiger Ablösung der Erbpacht erwarb, waren nicht mehr als siebenundzwanzig Colonistenstellen vorhanden. Aber schon im Jahre 1820 hatte sich die Zahl derselben auf mehrere Hundert erhöht, 1823 zählte der Wedding 160 Wohnhäuser und 1146 Einwohner, vier Jahre später 226 Wohnhäuser, 16 Fabriken und Mühlen, 2217 Einwohner, und im

Jahre 1842 beschreibt Fidicin den Wedding als „eine ziemlich weitläufige Colonie, welche sich von der Chausseestraße bis zum Gesundbrunnen hinzieht und in mehr als 350 Grundstücken mit 3700 Einwohnern besteht." So weit ab von Berlin war der Wedding damals, daß noch zu Fidicin's Zeiten der seit Bebauung der Bergstraße hierher versetzte Galgen stand, das Hochgericht, an welchen noch immer die Namen der Hoch- und der Gerichtsstraße erinnern. Aber wenn auch über ein weites Terrain verstreut und sehr entfernt noch von einer eigentlichen Concentration, hatte doch inzwischen schon der Keim eines Gemeindelebens sich zu entwickeln begonnen. Das Erste, was der Magistrat von Berlin für die neue Schöpfung that, war der Bau eines Schulhauses, welches der nachmaligen Schulstraße den Namen gab, anfänglich nur ein Klassenzimmer und eine Lehrerwohnung enthielt, und am 15. October 1821 mit fünf Knaben und sechs Mädchen eröffnet ward. Vierzehn Jahre später, 1835, kam die Kirche — die schöne kleine Nazarethkirche, welche König Friedrich Wilhelm III. nach Schinkel'schem Entwurfe bauen ließ. Nun steigerte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Bevölkerungsziffer der Colonie, neue Straßen entstanden, die vorhandenen dehnten sich aus und endlich, im Jahre 1861, ward der Wedding in den Stadtbezirk von Berlin incorporirt. Nicht lange, so

genügte die kleine Kirche nicht mehr und eine zweite größere, die Dankeskirche, wuchs empor, mit einer neuen Gemeinde, zu welcher die Parochie der Nazareth-Kirche 4100 Seelen abzweigte.*)

Dies ist in allgemeinen Umrissen die Geschichte des Wedding, der, zur Zeit seiner Incorporation 10 716 Einwohner zählend,**) heute noch immer unser am schwächsten bebautes und am dünnsten bevölkertes Terrain ist, aber doch, in Anbetracht der kurzen Zeit seit seiner Umwandlung aus Acker- und Haideland in Wohngebäude, sowie seiner nichts weniger als begünstigten Lage, die größten Fortschritte von allen Stadttheilen aufweist.

Wenn der Wedding, wie der ganze Norden Berlins überhaupt, vorwiegend von den weniger bemittelten Klassen, Arbeitern und kleinen Leuten bewohnt wird, so folgt doch nicht daraus, daß dies ausschließlich der Fall sei. Freilich stand der Wedding lange im Ruf, eine Ablagerung des Berliner Gesindels zu sein, und nicht ohne Grund, da wegen

---

*) Viele von den hier angeführten Daten verdanke ich der inhaltreichen kleinen Schrift „Geschichte der Nazareth-Gemeinde auf dem Wedding zu Berlin", welche zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens der gegenwärtige Pfarrer derselben, Herr L. Diestelkamp, veröffentlicht hat.

**) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, I. 1879, S. 38, und Fidicin, Berlin, S. 116.

der billigen Miethen und der größeren Entfernung von der Berliner Controle viel zweifelhaftes Element sich gerade hierherzog in das noch nicht völlig geordnete Gemeindewesen. Aber diese Zustände haben sich längst regulirt, und wir dürfen dem um das innere, geistige Leben seiner Parochie, sowie namentlich durch Errichtung einer Arbeiter-Colonie innerhalb derselben, sehr verdienten Pfarrer wohl glauben, wenn er (in der citirten Schrift S. 21) sagt: „Wer aber einmal in hiesiger Gegend ansässig geworden, merkt bald, daß es sich recht gut hier wohnt, daß die hiesige Bevölkerung eine überaus friedliche und angenehme und das Vorurtheil mancher Bewohner feinerer Viertel, als ob man hier nicht sicher wohnen könne, ganz unbegründet ist.“ Gleichwie in den übrigen Theilen des Nordens haben auch hier viele Fabrikherren sich in der Nähe ihrer Fabriken zierliche Villen in schönen Gärten gebaut; und in nicht wenigen dieser hübschen Häuser, welche die gute Luft des fast noch offenen Landes haben, wohnen Beamte, Lehrer und kleinere Rentiers.

Als ich zuletzt auf dem Weddingplatz war, im Jahre 1879, da war Alles noch Sand ringsum, ein freudloser Anblick. Jetzt präsentirt er sich schon ganz anders, er hat die geschlossene quadratische Form, ist fast so groß wie der Dönhofsplatz, und in der Mitte, auf einer Erderhöhung, steht die Dankeskirche. Man

weiß, daß diese Kirche zur dankbaren Erinnerung an die zweimalige providentielle Errettung unseres Kaisers von den Attentaten des Jahres 1878 aus freiwilligen Beiträgen erbaut und am 3. Januar 1884 eingeweiht worden ist. Bei einer Dankeskirche, welche dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers im wiedererstandenen Deutschen Reich gewidmet sein soll, erschien es dem Erbauer, August Orth, angemessen, in den Formen an die Traditionen unserer Deutschen Kaiserzeit anzuknüpfen: er wählte demgemäß den romanischen Stil unter Mitbenutzung der Constructionen der späteren Gewölbebauten. Aus gelben Verblendsteinen und Terracotten aufgeführt, macht das von allen Seiten freistehende Gotteshaus mit seinen hohen, hellen Fenstern, seiner Kuppel und seinem schlank aufstrebenden Thurm einen lichtvollen, erhebenden Eindruck; doppelt so, weil es hier steht, der Mittelpunkt eines neuen Gemeindelebens und zugleich das erste monumentale Bauwerk von einem jetzt schon großen historischen Charakter in dieser Gegend, die vor wenigen Jahren noch Einöde war, einzig bewohnt von kleinen Pächtern, Ackersleuten und Schäfern, welche keine Geschichte hatten und nichts als leicht verwischbare Spuren gelassen haben.

Freilich steht die Kirche noch kahl auf ihrem steinigen Hügel und der Platz selbst ist baumlos. Aber auch hier wird die Stadt gewiß für den

Schmuck des Grüns sorgen, welches viel dazu beitragen dürfte, diese bis jetzt ziemlich monotone Fläche freundlich zu beleben und der Kirche den rechten Hintergrund zu geben. Es ist hier eben Alles noch in einem merkwürdigen Mittelzustand begriffen, halb Dorf, halb Stadt, und wenn man weiter hinauskommt, halb Feldweg, halb Straße. Niedrige Häuser aus den Colonistentagen, manche mehr Hütten als Häuser, mit Fenstern, die die Erde berühren und einem steilen Dach darüber, wechseln mit großen kasernenartigen Gebäuden, die den Stempel der ersten städtischen Bebauung tragen; dann wieder lange, kahle, halbverfallene Gartenmauern, mit irgend einem verwitterten Haus dahinter, das in seiner völligen Einsamkeit wie verwunschen aussieht, und auf einmal Baugerüste mit Constructionen darin emporwachsend von der allermodernsten Form. Aber das Werdende, Ringende freut das Auge; man hat auch hier das Gefühl, mitten in einer mächtigen Entwickelung zu sein, und dazu tönt in vollen Strömen Orgel und Choral aus der Dankeskirche, während die Sonne hoch steht über dem Platz, auf welchen kein anderer Schatten fällt, als nur der verkürzte des Thurmes.

Von hier führt die Müllerstraße weiter, bis hinaus nach dem Dorf und Schlößchen der Humboldt, nach Tegel, die alte Tegeler Chaussee, schnurgerade,

unabsehbar, sie selber die Fortsetzung der Chaussee-straße, und beide zusammen fast doppelt so lang als die bis jetzt längste Straße von Berlin, die Große Friedrichstraße vom Belle-Alliance-Platz bis zum Oranienburger Thor. Wenn einst die Müllerstraße fertig bebaut ist, wird man in einer Linie, die nur an zwei Stellen, dem Belle-Alliance-Platz und dem Oranienburger Thor in einem stumpfen Winkel leicht von der geraden abweicht, den ganzen Weg vom Kreuzberg bis Tegel, das heißt vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkte Berlins, drei Stunden lang unter nichts als Häusern wandern.

Einstweilen jedoch ist die Müllerstraße nur erst streckenweise bebaut, links sind Fabriken, rechts sind Gärten; dann kommt wieder eine Reihe Häuser, zwischen denen sich gleichfalls noch großentheils unbebaute Straßen abzweigen, dann wieder offnes Land, so daß man meint, hier sei die Stadt am Ende, bis sie nach einiger Zeit abermals beginnt. Viel Grün ist hier und Alles gut gehalten. An der Ecke der Gerichtsstraße, die, vom Humboldthain herabkommend, hier in die Müllerstraße mündet, ist eine schöne, umfangreiche Anlage, Ruheplatz genannt, mit Rasenplätzen, Bosquets und schattigen Bäumen, unter welchen die Kinder spielen und alte Männer in sonntäglichem Behagen mit der langen Pfeife sitzen. Etwas weiter, ebenfalls auf einem Platze

mit Rasen, Beeten und Büschen, an denen der Flieder in voller Blüthe steht, die Nazarethkirche; der Schlußchoral tönt in den stillen Mittag hinaus, und die Kinder halten ein in ihren Spielen. Nun öffnen sich die Thüren des bescheidenen Gotteshauses, das nicht einmal einen Thurm hat, und die Andächtigen kommen heraus, meist Frauen und Mädchen, aber auch manch' ein ernster, an Mühsal gewöhnter Mann, den kleinen Sohn an der Hand führend, — manch' Einer, den die Mütze, die er trägt, als zum Arbeiterstande gehörend kennzeichnet; alle sehr einfach, jedoch dem Festtag angemessen gekleidet, die Frauen in wenig auffälligen Farben.

Von hier ab hören die Häuser fast ganz auf und man hat zu beiden Seiten die Landschaft: zur Linken das Grün und den dunklen Waldstreifen der Jungfernhaide, zur Rechten die Sandhügel der Reinickendorfer Gemarkung. Hier sind nur noch Kirchhöfe; der nächste der Begräbnißplatz der Charité. Die Königliche Charité, wie man weiß, ist die große Heilanstalt Berlins, welche schon von Friedrich Wilhelm I. angelegt, doch erst seit Friedrich d. Gr. und später zu der gegenwärtigen Ausdehnung erweitert worden. In ihr werden durchschnittlich 1450 unbemittelte Kranke verpflegt, die meisten davon städtische Kranke. Der Begräbnißplatz dieser Anstalt, sowie der Universitätsklinik, ist der Charitékirchhof; hier

werden alle diejenigen Verstorbenen bestattet, welche noch Angehörige haben. Eine bestimmte Zahl der übrigen Leichen muß zu Unterrichtszwecken zur Anatomie geliefert werden. Jedoch setzt die betreffende Verordnung (welche schon aus dem Jahre 1718 stammt) ausdrücklich fest, daß dies nur mit den Leichen solcher Personen geschehen dürfe, welche jeden Familienanhalts hierselbst entbehren: „notorisch ganz verkommener Personen, um die sich Niemand kümmert“. Doppelt Unglückliche! Fremd, arm, verkommen und ohne Familie! Zwar schwebt jener unheimliche Schrecken, welchen uns Gutzkow in seinen Erinnerungen „aus der Knabenzeit“ schildert, nicht mehr um den bei nächtlicher Weile dahinrasselnden Wagen. Aber wie sehr hat die Ziffer derer, die mit demselben befördert werden, sich mit der zunehmenden Einwohnerzahl Berlins vermehrt! Für den Charité-kirchhof fehlen mir die genaueren Angaben. Aber auf den beiden anderen großen Armenkirchhöfen Berlins, dem in der Gerichts- und dem in der Friedenstraße, war das Verhältniß in den sechzehn Jahren, von 1861 bis 1876 bereits 18 827 zu 4101; und in den fünf Jahren, von 1877 bis 1881 sogar 10 427 zu 1366. So rapide mit der Größe wächst auch die Armuth und das Elend. Diese sogenannten „Anatomieleichen“, die Särge mit Körpertheilen aus der Anatomie, finden an einer abgesonderten Stelle

des Armenkirchhofs ihren Platz, und sie sind es, welche den Armenkirchhöfen etwas so unsäglich Trauriges geben. Einen solchen Armenkirchhof, den in der Friedenstraße — vor dem Landsberger Thor — habe ich früher bereits einmal geschildert*). Aber viel hat sich seitdem auch hier zum Bessern geändert: im Jahre 1879 wurde der eine, im Jahre 1881 der andere der beiden städtischen Armenkirchhöfe geschlossen und ein großer Gemeindefriedhof im Osten der Stadt, bei Friedrichsfelde, eröffnet, nicht nur für die Armen allein, sondern als Begräbnißplatz für Jeden, der hier zu ruhen wünscht, und zwar für Mitglieder aller Confessionen. Noch ist es ein weiter, mühseliger Weg, der aus Berlin hierher führt. Die Stadt verliert sich hinter dem Wanderer, der durch die Frankfurter Allee kommt, die Häuser treten in immer größeren Abständen auseinander, bis sie fast unmerklich in die Vororte Lichtenberg und Friedrichsberg übergehen — halb städtisch, halb dörflich gebaut, und nun das flache Land ringsum, dürftige Felder zu beiden Seiten, leicht ansteigend, mit einer Straße, durch die man tief im Sande watet, und einer doppelten Reihe uralter Linden mit knorrigen Stämmen und spärlichem Laube. Nun kreuzt die Bahn den Weg und nun

*) „Bilder aus dem Berliner Leben", Erstes Bändchen, S. 63—65.

erst zweigt sich eine steingepflasterte Straße ab, die zu der mäßigen Höhe leitet. Hier stehen wir vor einem epheuumrankten Gitterthor, über welchem ein einfaches Kreuz sich erhebt und darunter die Inschrift: „Gemeindefriedhof für Berlin". Tritt man durch eine der angelehnten Thüren, so ist man aus der Sandwüste, die Berlin umgibt, wie in einen Garten versetzt, mit Bosquets und Ruhebänken und weiten Wiesenflächen. Vor einer Stunde noch mitten in dem dichten Gewühl von Berlin, umgibt uns hier Einsamkeit und vollkommene Stille, Blumenduft und Geruch des frischen Grüns. Auch hier ist den Armen nicht mehr gegeben als ihre Nummer, ihre $2^1/_2$ Fuß Erde und je zwischen zwei Horizontalreihen ein Gang von zwei Fuß Breite; doch eine sorglich gepflegte Rasendecke breitet sich über jedes Quarré von Gräbern hin, das man wohl einen „Todtenacker" nennen darf, und die melancholische, echt märkische, leicht hügelige Landschaft mit dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels darüber bildet den für das Gemüth beruhigenden Abschluß. Es ist ein schöner Sieg der Humanität, daß der Arme fortan nicht auch im Tode noch gekennzeichnet sein soll; und Manchem von uns, der mitten im Kampfe steht — Manchem der seinen Gott im Herzen trägt und in jedem Menschen seinen Bruder sieht, wird es wohl thun zu denken, daß es wenigstens eine sichtbare

Stätte gibt, an welcher jene großen Probleme der socialen und religiösen Unterschiede, die das Leben nicht zu lösen vermag, zum Austrag gebracht worden sind; und daß auch er, wenn er will, seinen Ruheplatz sich da wählen kann, wo der Arme neben dem Reichen und der Bekenner der einen Kirche neben dem Bekenner der anderen schläft. Allerdings ist das Verhältniß zur Zeit noch ein höchst ungleiches: auf 2782 Armenleichen kamen in den drei Jahren von 1881 bis 1883 erst 18 bezahlte Gräber*). Aber ein Anfang ist doch gemacht; und es verringert den Werth und die Bedeutung desselben keineswegs, daß er vorläufig den Armen allein zu Gute kommt. Unserer Stadt, die durch großartige Stiftungen, Krankenhäuser und Asyle so viel für die lebenden Armen gethan, war es wohl würdig, dies für die todten Armen zu thun, denen eine frühere Zeit, — „die gute, alte Zeit", wie man zu sagen pflegte — nichts zu gewähren im Stande war, als „einen Sarg und ein Grab" und sonst Einöde ringsumher. Der Berliner Gemeindefriedhof darf unter den jüngeren Schöpfungen Berlins eine der wohlthätigsten

*) Bei meinem letzten Besuch (August 1885) ruhten hier schon 11,000 Arme, während die Gräber mit Kränzen und Denkmälern sich noch zählen ließen. Doch auch ein begüterter Bürger der Stadt hatte sich eben ein Erbbegräbniß hier oben erworben.

genannt werden und wird eine der folgenreichsten sein; angelegt nach dem Muster des allgemeinen Hamburger Friedhofs, welcher auch für die gesammte Bürgerschaft ohne Unterschied der Stände und des religiösen Bekenntnisses bestimmt ist, gewährt er schon jetzt einen wohlthuenden Anblick und wird, unter Leitung eines Gartendirectors, in nicht ferner Zukunft, ebenso wie jener, einem öffentlichen Park ähnlich sehen*).

Auch der Charitékirchhof ist nicht ganz so trostlos mehr, wie man sich ehemals einen Armenkirchhof dachte. Zwar gleich vornan ist wieder jener von langem Gras und Gestrüpp überwucherte Platz der Unbekannten, Namenlosen und Vergessenen, deren öde Sandhaufen nicht so bald aufgeschüttet sind, als sie auch schon wieder zusammenfallen. Aber weiterhin und längs der Mauern sind andere Gräber, die gerade darum das Herz so besonders rühren, weil sie zugleich Zeugen der Armuth und der Liebe sind. Manch' ein altes Mütterchen hab' ich hier an einem frischen Hügel knieen und ihn mit Epheupflänzchen bestecken sehen. Frauen und Kinder sind auch hier geschäftig und nicht gänzlich fehlt es, in dieser warmen Mittagsstunde, dem Kirchhofe an Besuchern. Viele der Gräber haben ihren kleinen Gedenkstein,

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung von Berlin, 1877—1881; II, 207.

dem man es wohl ansehen kann, daß er mit schweren Opfern beschafft worden ist; oder jene noch wohlfeilere Porzellantafel in Form eines aufgeschlagenen Buches, auf dessen beiden Blättern hier der Name des Entschlafenen und dort ein Bibelspruch, eine trostreiche Strophe geschrieben ist — kurzer Trost, den der Regen bald ausgelöscht haben wird! Wieder Andere haben als einziges Zeichen einen schmalen, schwarzen Stab, auf welchem in weißer Schrift eine Nummer und ein Name stehen. Aber selbst diese Gräber sind in Grün gehüllt; die Blumen, die darüber leuchten, geben Kunde davon, daß der Todten, die darin ruhen, von den Ueberlebenden gedacht wird, und bereiten darauf vor, daß es traurigere Gräber gibt, als selbst die der Armen.

Der anstoßende Kirchhof der Philippi-Gemeinde ist einer der vornehmeren der Stadt, vortrefflich gepflegt und mit stattlichen Denkmälern jeder Art geschmückt. Schon einmal, an einem trüben Novembermorgen vor bald acht Jahren, war ich auf diesem Kirchhof, in einer damals noch gänzlich menschenleeren Gegend. Freies Feld war um uns, dampfend von der Feuchtigkeit des winterlichen Tages, ein schwerer Himmel und nacktes Gezweig, von welchem der Nebel herabtroff. Eine lange Reihe von Trauerkutschen hielt vor dem Eingange des Kirchhofs und

in dem zahlreichen Gefolge der Leidtragenden fehlte kaum einer von den Koryphäen der Literatur und des Theaters: den wir der Erde zurückgaben, — der, auf dessen Sarg mit schmerzlichem Fahrewohl die Scholle gelben Sandes niederrollte, war der Dichter des „Narciß". Um die Mitte der fünfziger Jahre war er, von einem Abend zum andern Morgen, plötzlich ein berühmter Mann geworden — Ruhm des Theaterdichters, wie gleichst du dem Rausche, der auch nicht länger währt, als vom Abend zum Morgen, und mitunter einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt. In den langen Jahren nachher hatte Brachvogel nichts mehr zu schaffen vermocht, was jenem ersten Erfolge gleich kam, und wiewohl noch im besten Alter, ging er doch von uns, ein halb schon Vergessener.

Das Grab, das ich heute suche, unter der goldenen Helle des Pfingstmittags, ist das eines Mannes, dessen Namen bedeutungsvoll mit meiner frühesten Jugend zusammenhing. Er war, am Anfange des Jahrhunderts, in demselben Städtchen geboren worden, wie ich. Er war der Schulkamerad meines Vaters gewesen. Er war früh fortgewandert aus der Heimath, war in Kassel und Italien gewesen und hatte sich zuletzt in Berlin niedergelassen. Dies Alles beschäftigte die Phantasie des Knaben wundersam, dem Kassel, die Hauptstadt Hessens, wie etwas

Fernes, fast Unerreichbares vorschwebte, dem Italien von den Nebeln und Schatten der römischen Königsgeschichte erfüllt schien und der vor Berlin — Furcht hatte. Denn Berlin war damals nicht wie heute der Attractionspunkt für die strebsame deutsche Jugend; es stieß mehr ab, als es anzog, und es gehörte Muth dazu, das Vorurtheil zu überwinden. Eines Tages fand ich den Namen dieses Mannes in Brockhaus' Conversations-Lexikon: „Zahn, Wilhelm, Architekt und Ornamentenmaler, geb. 21. August zu Rodenberg in Hessen" u. s. w. Es war wie eine Offenbarung für mich, den Namen dieses Mannes und dieses Städtchens gedruckt zu sehen — als ob der Strahl von etwas bisher Ungeahntem, Fremdem und Unbekanntem über meinen Weg fiele ....

Zwanzig Jahre später sah ich ihn zuerst in Berlin, einen freundlichen, schmunzelnden alten Herrn, das obere Knopfloch seines Rockes mit dem Bändchen des Rothen Adlerordens geziert, eine von den typischen Figuren des alten Berlins. Denn er war in der langen Zeit vollständig zum Berliner geworden und erfreute sich hier einer geachteten Stellung. Seine Nachbildungen der Pompejanischen Wandmalereien hatten ihm frühe schon die Aufmerksamkeit Goethe's gewonnen, welcher über die zehn ersten Hefte seiner „Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä" einen sehr ein-

gehenden und warm anerkennenden Aufsatz in den „Wiener Jahrbüchern" (1830) schrieb. Mit diesem Hauptwerk war der Professor bis an sein Ende beschäftigt und Italien und Goethe blieben die großen Erinnerungen seines Lebens. Er sprach von Goethe wie von Einem, der noch gegenwärtig ist und ging niemals in Gesellschaften, ohne zweierlei bei sich zu tragen: eine große Rolle seiner Pompejanischen Wandbilder und eine Lithographie des letzten an ihn gerichteten Briefes von Goethe. Die Gesellschaften damals waren noch weniger turbulent, gedrängt und hastig, als sie heute sind: man nahm sich die Zeit, Bilder anzusehen, Briefe zu lesen und ein gemüthliches Gespräch zu führen. Dabei war mein Landsmann keineswegs unempfindlich gegen die bescheidenen Freuden der Tafel und besonders dankbar für jeden guten Risotto, für jede Schüssel Maccaroni und jede Flasche Chianti — Dinge übrigens, die man damals auch noch nicht so leicht Unter den Linden haben konnte, wie gegenwärtig. So lebte der Alternde harmlos und zufrieden und so sah ich ihn zuletzt am 21. August 1871, seinem siebenzigsten Geburtstag: heiter grüßend und lächelnd fuhr er mir in der Viktoriastraße vorüber und am 22. war er todt. Daß er gestorben, erfuhr ich — wie das in Berlin ja so manchmal geschieht — erst aus der Zeitung, nachdem er schon begraben war.

Von den Vielen, die dem schlichten, wohlwollenden Künstler im Leben nahe gestanden, hatten sich zu seinem Begräbniß sehr Wenige nur eingefunden — ich glaube nicht mehr als acht oder neun Personen. „Der Himmel weinte seine Thränen“, hieß es in dem Zeitungsbericht über seine Bestattung, „als der einfache Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Aber als der Prediger in klarer und verständlicher Rede die Verdienste des Mannes hervorhob, der nun so still und schmucklos bestattet wurde, da brach die Sonne aus dem düstern Gewölk wieder hervor und bestrahlte den Sarg in lichtem Glanze.“

Ich malte mir aus, welchen Eindruck es auf mich machen würde, das, was ich einst im Conversations-Lexikon gelesen, nunmehr auf seinem Grabstein wieder zu sehen. Aber es war jetzt, nach mehr als dreizehn Jahren, nicht leicht, auf dem großen, inzwischen so beträchtlich angewachsenen Kirchhofe das Grab zu finden. Der Todtengräber, welcher unter der grünen Veranda seines Häuschens am Eingange des Kirchhofes stand, hatte nie von einem solchen Manne gehört, obwohl ich ihm sagte, daß dieser zu seiner Zeit ein Professor und ansehnlicher Mann in Berlin gewesen, auch viele Orden gehabt und beim hochseligen König in besonderer Gunst gestanden habe. Wie sich herausstellte, hatte das Begräbniß noch unter dem Amtsvorgänger Statt ge-

habt, und ich dachte darüber nach, was es mit dem Ruhm zu bedeuten habe, der nicht einmal von einem Todtengräber bis zum andern reicht, alas, poor Yorick! .... Er holte hierauf sein Todtenbuch heraus, so zu sagen das Adreßbuch des Kirchhofs. Denn hier hat jedes Grab seine Nummer, wie jedes Haus in einer Straße. Wir blätterten dreizehn Jahre zurück — und o, wie ward mir seltsam zu Muthe, als ich so mit dem Finger über ganze Jahrgänge von Todten dahinfuhr und an die traurige Frage des Hamlet dachte: „How long will a man lie i' the earth ere he rot?" — und an die noch traurigere Antwort des Todtengräbers, der bei Shakespeare ein „clown" ist. Endlich, hier stand es — „Wilhelm Zahn, Professor" — und nun sagte der Todtengräber: „Kommen Sie," und führte mich den langen Sandweg hinab, unter einer dichten Allee, durch welche man ins Freie hinaus sieht, auf die gelblich sandigen Ausläufer der Wurzel- oder Rehberge. Dann bogen wir seitwärts ab, in die Reihen der schmal zusammengedrängten Gräber, an einem Brunnen vorbei, tief hinein, zu einer entlegenen Stelle, wo die Denkmäler aufhörten und selbst die bescheidensten Kreuze nur noch selten waren. „Hier herum muß es sein," sagte der Todtengräber. Dann zog er aus einem der Gräber ein Stäbchen, um sich nach der darauf befindlichen, übrigens kaum

noch erkennbaren Ziffer zu orientiren — ich glaube, es war 120 — zählte an den folgenden Gräbern weiter und sagte zuletzt: „Dies ist es“ — auf einen kleinen zusammengeschrumpften Hügel deutend, der traurig dalag zwischen seinen anderen stillen Nachbarn — ohne jeglichen Schmuck, ohne Stein, ohne Namen — nichts, nichts, nichts als eine Nummer — nur ein mitleidiges Fliederbüschchen stand auf dem grasüberwucherten Hügel und ließ seine blassen Blüthen traurig niederhängen . . . Und dies war die Ruhestätte meines Landsmannes; das Grab Desjenigen, der mir den ersten Begriff des Ruhmes gegeben, und später, wenn ich ihn in Goethe's Schriften und Gesprächen mit Eckermann erwähnt fand, mich noch mit einer leisen Bewunderung erfüllte — der Einzige von den mir persönlich Bekannten, auf welchem das große Auge Goethe's theilnehmend geruht . . .

Hier, wo die neuen Häuser von Berlin erst gleichsam von ferne heranrücken, sind einige von den alten, gemüthlichen Weißbiergärten geblieben, wie man auf unserer Seite der Stadt sie nur noch selten antrifft. Leute verkehren hier von anständigem Aeußeren und gesetztem Alter, Handwerker, in wohlgebürsteten Röcken und mit hohen Cylinderhüten, die sie nur am Sonntage tragen — Einige mit ihren Frauen, in ruhiger Unterhaltung, an den runden Tischen, unter

den blühenden Ahornbäumen. Ach, wie thut es wohl, wenn man wieder einmal den großen und unlösbaren Fragen hoffnungslos gegenübergestanden, diese Leute mit einander sprechen zu hören, von ihren kleinen häuslichen Geschäften, von ihren kleinen Freuden und kleinen Leiden, wie jetzt Alles in die Höhe gegangen, die Preise theurer, die Waare geringer geworden — Alle, der Reihe nach, wissen Wunderdinge zu erzählen, wie sonst Lebensmittel und Wohnungsmiethe so gut wie gar nichts gekostet hätten und die Kleidungsstücke so dauerhaft waren, daß gar kein „Vergang" an ihnen gewesen. Ob denn heutigen Tages wohl in ganz Berlin noch ein solcher Hut zu haben wäre, wie der da, der seine zwanzig Jahre gehalten? Worauf der ehrsame Meister den beregten Gegenstand zur großen Befriedigung aller Anwesenden vorzeigt und die Runde machen läßt. „Ja," sagt die Frau Meisterin, „den hat er sich gekauft, als wir getraut wurden;" und der Meister, indem er den Hut mit dem Aermel glatt streicht: „den will ich auch wohl noch tragen, wenn unser Marthchen Hochzeit macht." Und nun eine lange Geschichte von Marthchen — wie brav sie sich in der Schule gehalten, wie zufrieden die Herrschaft mit ihr sei, bei der sie jetzt dient, und wie gut die Aussichten ihres Unterofficiers, in Kurzem ein Schutzmann zu werden u. s. w. — Alles umständlich erwogen und oftmals

wiederholt. Es ist ja Pfingsten heut und in stillem, sonntäglichem Behagen sitzt es sich hier gut, so weit da draußen . . .

Indessen, wer den Wedding in seiner Glorie sehen will, der muß an einem Wochentage kommen, Montag oder Donnerstag, wenn hier Markt ist.*) Dann sind hier Buden aufgeschlagen und Karren aufgefahren, so gut wie auf dem Dönhofsplatz und Gensdarmenmarkt; dann riecht man den Käse und hört weithin den Ruf des unverdrossenen jungen Mannes an der Ecke: „Scheene Häringe! Sechs Dreier die Mandel, Häringe, feine Häringe!" Beides, die Waaren und die Käufer haben hier einen populären Charakter; aber man muß nicht glauben, daß der Markt des Weddings darum so viel geringer bestellt sei, als irgend ein anderer in Berlin; ein Unterschied in der Qualität ist vorhanden, aber nicht größer als zwischen den Märkten des Westens von heut und vor zwanzig Jahren. Das Normalmaß des Lebens in Berlin ist seitdem beträchtlich in die Höhe gegangen und an der Steigerung participiren alle Classen der Bevölkerung. Die Märkte

*) Auch er hat inzwischen seine Stelle verlassen und ist seit dem 1. October 1885 nach dem Nettelbeck-Platz gewandert. Denn freilich, Nichts ist in diesem neuen Berlin beständig, als der — Wechsel.

unter freiem Himmel und auf den offenen Plätzen werden in nicht ferner Zeit mit der Eröffnung der Markthallen verschwinden und, wie so manch andere Specialität des Berliner Volkslebens, dann nur noch ein Ding der Erinnerung sein. Indessen, wenn uns die Marktweiber nur bleiben! Denn die sind unersetzlich. Auf solchen Marktausflügen pflegt meine kundige Hausfrau mich zu begleiten und sie kann auch auf dem Wedding natürlich der Versuchung zu kaufen, oder wenigstens nach dem Preise zu fragen, selten widerstehen, wiewohl ich sie vorher gewarnt habe. Hier ist eine Frau mit Spargeln. Madame fragt: wie viel sollen sie kosten?

Marktfrau (sehr verbindlich): Sechs Silberjroschen, Madamken!

Madame: Ach, das ist viel zu theuer — für solche dünne Dinger!

Marktfrau (etwas weniger verbindlich): Wie viel wollen Se denn jeben?

Madame: Sie sind nicht mehr als die Hälfte werth.

Worauf die Marktfrau: „Denn sind Sie ooch nich mehr als sechs Dreier werth“, und dreht sich herum.

Diese conservativen Bürgerinnen rechnen nämlich immer noch nach Silbergroschen, und am liebsten nach Dreiern.

Nicht weit von der Spargelfrau steht eine andere Dame von untersetzter Statur und Zutrauen erweckendem Aeußern, die mit Besen handelt. An Besen hat mein Herz nicht gedacht, als ich den Markt des Weddingplatzes betrat. Aber diese Hausfrauen! Alles können sie gebrauchen. Madame nähert sich dem Tisch, findet bei genauerem Zusehen, daß große und kleine durcheinander liegen und bemerkt: „Aber die Besen sind ja gemischt!" Worauf die Dame mit den Besen: „Ja, liebe Frau, det is nu eenmal so. Die Menschen sind ooch jemischt — wir beede sind kleen und die andren sind jroß und wir müssen es uns ooch jefallen lassen."

Das war schlimm; aber das Schlimmste sollte noch kommen bei einer Geflügelfrau, welche dicker war und gemüthlicher aussah als alle ihre Schwestern. Sie hatte ihre Waare, Wild und junges Geflügel, an einer Leine hängen und stand, beide Arme in die Seiten gestemmt, vergnüglich dazwischen. Es war ein fesselnder Anblick und wir blieben stehen — worauf sie, die sicher nicht ahnte, daß sie selber uns weit mehr interessirte, als ihre Hühner, uns sofort eines derselben mit der größten Zuvorkommenheit zum Kauf anbot. Aber Madame, die überhaupt nicht leicht zufrieden zu stellen ist, fand den geforderten Preis exorbitant. „Drei Mark!" rief sie aus — „zwei Mark ist das Allerhöchste." Nun aber

hätte man die Marktfrau sehen sollen. Sie alterirte sich nicht weiter und wurde nicht grob; aber mit einer unbeschreiblichen Miene von Hoheit und Verachtung nahm sie der Dame das Hühnchen aus der Hand, schwang es wieder über den Strick, machte einen Knix und sagte: „Freut mir recht sehr, Mamsellken!“ Dies „Mamsellken“, scharf betont, war eine ausgesuchte Bosheit in Anbetracht des Umstandes, daß neben und mit Madame ein Mann in gesetzten Jahren ging, der ihre Einkäufe nicht nur trug, sondern sie auch bezahlte! . . . .

Hinter dem Weddingplatz aber wird es still — still und menschenleer. Hier ragt noch, aus einigen zerstreut liegenden Gebäuden, ein einzelner Schornstein empor, in dessen Höhe ein Maurer arbeitet, während unten das Marktgewühl verhallt. Man hat gar nicht mehr das Gefühl, in Berlin zu sein — weite Bauplätze sind hier, flaches, offnes Feld, eine Wiese, auf welcher Wäsche zum Trocknen hängt und auf einmal das Rauschen eines Wasserfalles — es ist die Panke, welche, aus den Hügeln von Bernau herabkommend, bei dem Schloßgarten von Schönhausen vorbeifließt, dem Dörfchen Pankow den Namen gibt und beim Gesundbrunnen das städtische Weichbild betritt. Von nun an wird man ihr überall im Nordgebiete der Stadt begegnen — bald tief zwischen den Häusern hinfließend, bald unter

Straßen verschwindend und bald hinter kleinen Brücken wieder auftauchend, ein schmaler, dunkler Wasserlauf, der nach einem kurzen, traurigen Gange durch die Residenz unweit der Weidendammer Brücke sein Dasein beschließt. Doch auch sie hat bessere Tage gesehen — Tage des königlichen Glanzes, als, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in der lustigen Sommerszeit, umgeben von ihren Hofdamen und vielleicht im Gespräche mit Leibnitz, Sophie Charlotte, die junge schöne Königin, in einer Gondel dahin fuhr — von Schönhausen, am Gesundbrunnen, am Wedding und den anderen Herrlichkeiten dieser Landschaft vorbei, bis die Spree erreicht war und hinter Moabit das neue Schloß auftauchte, Liezenburg, das Lieblingsschloß Sophien Charlotten's und nach ihrem vorzeitigen Tode Charlottenburg genannt, zum Andenken an sie, die Gute, Schöne, die mit den Worten auf den Lippen starb: „Beklagt mich nicht, denn ich werde jetzt meine Neugier über die Principien der Dinge befriedigen, welche Leibnitz mir nie hat erklären können, über den Raum, über das Unendliche, über das Sein und über das Nichts." *) Eine Königin und ein Philosoph auf der Panke! Wer kann sich das heute vorstellen! Melancholisch an ihrem Rande, hier oben in der Dalldorfer Straße,

*) Mém. de Fréd. le Grand, II, 38.

stehen noch ein paar alte Weiden und Erlen und nicken ihr, indem sie vorüberwandert, ein langes Lebewohl zu.

Ländliche, kleine Häuser in umgitterten Gärten sind in einiger Entfernung, und der Boden schwillt an, wo die Hoch- und Gerichtsstraße sich kreuzen. Die Gerichtsstraße hat fast ganz noch das Ansehen der Landstraße; Pappeln von hohem Alter, mit mächtigen Wipfeln, und schöne Weidenbäume, über deren knorrigen Stämmen das feine, junge Laub zittert, fassen sie ein. Langsam steigt man bis zur Wiesenstraße und hier haben wir den Humboldthain erreicht. In nordwestlicher Richtung an ihm vorüber führt die Hochstraße mit einer Allee junger Bäume, zur Rechten schneidet ihn die Nordbahn und zur Linken hat man den Blick über das tiefere Land, über grünes Feld und Baumgruppen und hier und dort noch ein Fabrikgebäude. Still sind diese Straßen, und die Bänke vor den Thüren und die Linden vor den Häusern erinnern an eine von den kleinen, märkischen Städten. Hier, an dem äußersten Rande von Berlin, fühlt man sich plötzlich in das Leben der Kleinstadt versetzt; so gelassen ist sein Gang, mit einer solchen Beimischung von Gemüthlichkeit und guter Nachbarschaft. Eine Droschke, die träge den Berg herabkommt, erscheint mir wie eine Anomalie in dieser Gegend; und wär' es nicht um jene beiden

hohen rothen Gebäude dort — eine Gemeindeschule und eine Fortbildungsschule für erwachsene Mädchen — ich würde mich nicht mehr im Weichbilde der großen Stadt glauben. Beide sind von dichtem Grün umgeben; aus dem Vorgärtchen der einen treten zwei dunkel gekleidete Lehrerinnen heraus. Knaben mit dem Ränzel auf dem Rücken, Mädchen, mit den Schultaschen schlenkernd, ziehen des Weges. Junge Männer, die sich zu Tisch begeben, Lehrer oder Schreiber und Buchhalter aus den benachbarten Fabriken, gehen vorüber. Frauen und Kinder, die ihren Männern oder Vätern das Mittagessen bringen, kommen daher, eine mit einem Korb in der einen und einem Fliederstrauß in der andren Hand. Und welch ein süßer Geruch von blühendem Weißdorn weht mir entgegen, als ich nun auf einem breiten, vortrefflich gehaltenen Wege den Hain betrete. Rauschender Mittagswind, und sonst Alles stumm, bis auf die Vögel, welche nur noch schwach und leise singen um diese Stunde.

Der Humboldthain ist die jüngste von den großartigen Schöpfungen der Berliner Stadtverwaltung: er ist 1869, im Jahre von Alexander von Humboldt's Säcularfeier, begründet und im Jahre 1876 dem Publicum übergeben worden. Er ist der kleinste von unseren öffentlichen Parks: der Thiergarten um-

faßt etwa 200 Hektaren (gegen 800 Morgen), der Friedrichshain 50½, der Humboldthain nur 35. Aber dennoch ist er mit seinem wundervollen Baumwuchs, seiner Blumenpracht, seinen festen Kieswegen, zahlreichen Ruhesitzen und schattigen Bosquets eine der schönsten sowohl als gesündesten Anlagen in Berlin. Auf einem Hochplateau gelegen, über dem Dunst und Rauch der Stadt und frei von Feuchtigkeit, hat er die bessere Luft sogar vor dem Thiergarten voraus. Und wie er den Namen Humboldt's im Andenken und der täglichen Uebung des Volkes lebendig erhält, so ist er zugleich das würdigste Denkmal dieses großen Freundes und Kenners der Natur, des Schöpfers der Pflanzengeographie, indem nicht nur der ganze, gegen Süden gelegene Theil des Parks zu einem botanischen Garten eingerichtet worden, sondern auch alle vorhandenen Gehölze nach ihrem geographischen Vorkommen in Vegetationsgebiete und Zonen geordnet und mit den wissenschaftlichen Bezeichnungen versehen sind. Oft kommen die Lehrer des Nordbezirks, um in diesem großen, von der Stadt ihnen geöffneten Garten ihre Kenntnisse zu bereichern, oder sie führen ihre Schüler hierher, welche gar bald trefflich Bescheid wissen unter den Culturpflanzen und fremdartigen Gesträuchen; oft auch bleiben die Spaziergänger vor den Bäumen und Blumen stehen, sich die Namen derselben ein-

prägend, die auf weißen Porzellantäfelchen deutlich geschrieben sind, und es ist gar nicht zu sagen, welchen Nutzen allein nach dieser Seite hin der Humboldthain für die Bildung und geistige Hebung der umwohnenden Bevölkerung stiftet. Allein seinen größten Segen entfaltet der Humboldthain als eine Stätte der Erholung, an welcher auch der Arbeiter sich heimisch fühlt, ja recht eigentlich der Hausherr ist. Sie benutzen ihn auch fleißig und zu gewissen Tageszeiten ist er ganz von ihnen erfüllt; Viele führt ihr Weg hindurch, wenn sie zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, Viele verbringen hier ihre Feierstunden. Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken, als den Humboldthain an einem feuchten, dunklen Frühlingsabend, wenn die Wege mit Blüthen bedeckt sind und im Gebüsch die Nachtigallen singen; wenn der Nachtwind durch die stark duftenden Laubmassen rieselt, wenn vor den kleinen Häusern, in der laulichen Dämmerung noch erkennbar, der weiße und der blaue Flieder blüht und aus den hohen Sälen der Gemeindeschule in der Wiesenstraße ein heller Lichtschimmer über das hin- und herwogende Grün fällt.

Um die Mittagsstunde jedoch, zwischen zwölf und eins, wird man auf der Stadtseite des Hains, in deren Nähe die großen Fabriken sind, manch anmuthige Scene ganz verschiedener Art sich abspielen

sehen. Dann, so lange die Jahreszeit und das Wetter es erlauben, sitzen die Arbeiter draußen im Freien und essen ihr Mittagsbrot. Jede Bank bietet dann ein anderes Bild — ein Bild aus dem Familienleben der Arbeiter. Vielfach bringen die Frauen ihre Kinder mit, und alle sitzen nun beisammen — die Kinder zuweilen noch in einem Wägelchen — und halten miteinander ihr Mahl. Die Frauen bringen Alles in einem Korbe. Die Männer essen aus einem Topfe mit dem Löffel: dicke Suppe, Pflaumen mit Klößen, Kohl und Kartoffeln — Fleisch ist nicht darin. Auch Brot wird in der Regel nicht gegessen. Wenn sie das Mahl eingenommen haben, trinken sie aus einem Blechkesselchen einen Schluck Kaffee; den Rest nehmen sie mit zum Vesperbrot, ebenso wie eine in Papier eingewickelte „Stulle" mit Butter und etwas Wurst oder Schinken; und Abends, wenn sie heimkehren, tragen sie alle das Blechkesselchen in der Hand. Ein noch ganz junges Ehepaar sitzt mir gegenüber, er in einem braunen Tuchrock, sie in einem reinlichen Kattunkleid. Als die Frau kam, nahm ihr der Mann das Kind ab und trug es auf dem Arm zu der Bank, auf der sie sich niederließen. Hier machten sie sich's behaglich, packten die Vorräthe aus dem Korb, der Mann aß aus dem Topf, die Frau von einem Teller und das Kind, das sie zwischen sich gesetzt hatten, bekam wechsel-

weis von Beiden ab. Es ist ein freundlicher, ein wohlthuender Anblick, all' diese Leute hier Mittag halten zu sehen, in dem sonnigen, offenen Park, mit dem Grün über und vor sich, in der frischen Luft, die voll von den Gerüchen des Frühlings über den Rasen weht. Man wird sich darum keiner Täuschung hingeben und das Arbeiterleben in Berlin für ein Idyll halten wollen. Man braucht nur, um sich etwas herabzustimmen, einige Stunden später, bei Beginn des Feierabends, den Hain zu durchstreifen, oder nach der Brunnenstraße hin aus demselben herauszutreten; namentlich hier sind dann alle Bänke dicht besetzt mit Männern, denen man die Uebermüdung und die Nachtarbeit ansieht, und verdrossen dreinschauenden Frauen, als ob es ihnen der Mühe zu viel oder nicht werth wäre, die paar Schritte noch zu machen bis in den Hain. Die Kinder spielen am Boden herum — zumeist recht dürftig armselige Geschöpfe, schlecht aussehend, schlecht gehalten, ungesund, unsauber, besonders die ganz kleinen, welche die Mütter im Schoße oder die Väter auf den Armen haben, mit faltigen Gesichtern, die schon alt aussehen, noch bevor sie jung gewesen. Die erwachseneren Mädchen machen sich mit Puppen zu schaffen, die Ebenbilder jener kleinen, stillen Kinder im Schoße der Mütter sind, ebenso kümmerlich, mit ebenso schmutzigen Röckchen, ebenso zerrauftem

Haar, ebenso altklugen, traurigen Gesichtern; und Knaben laufen, bis über die Knie nackt, im Sande. Die Bevölkerung, welche sich am und im Humboldthain bewegt, setzt sich eben aus allen Elementen der Arbeiterklassen zusammen, und man erkennt sie wieder in den verschiedenen Gruppen, denen man hier begegnet, von dem modesten Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden mit seinen einfach aber stets sauber gekleideten Frauen und Kindern, bis zu dem verwildert aussehenden Arbeitsmann, der niemals ohne seine Schnapsflasche ausgeht. Gewiß ist auch in unserer Stadt genug des Elends, wie in jeder andern von der gleichen Einwohnerzahl. Aber man nenne mir eine von den übrigen europäischen Großstädten, wo so viel für das physische nicht nur, sondern auch das moralische Wohl der arbeitenden Klassen gethan worden, wie gerade bei uns. Man zeige mir einen von den großen Londoner Parks, wo zugleich auf der einen Seite eine Gemeindeschule und auf der anderen eine Fortbildungsschule wäre, wie hier am Humboldthain! —

Am liebsten mache ich meinen Spaziergang nach dem Humboldthain an einem Mittwoch- oder Sonnabendnachmittag, wenn er lebendig ist von fröhlichen Kinderstimmen. Alsdann ist die Schuljugend des Quartiers hier versammelt und tummelt sich rund

um die große Wiese, welche den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet. Dieser Platz ist von Bäumen und Gebüsch so dicht eingeschlossen, daß man, außer dem Roth der Schulgebäude und einem einzelnen Fabrikschornstein in der Ferne, nichts mehr sieht, als Grün und den blauen Himmel. Rein und gut und erfüllt von dem Aroma des Mai's ist die Luft; vor mir jauchzen Hunderte von Kindern auf dem in der Abendsonne leuchtenden Rasen, indessen auf der breiten Promenade ringsum ehrbare Männer und Frauen sich ergehen oder, auf den zahlreichen und bequemen Bänken sitzend, dem frohen Treiben zuschauen. Welch ein Paradies harmloser Munterkeit und Frühlingslust scheint dies zu sein! . . . . Da kommen zwei junge Arbeiter des Weges, einer davon unsichern Schrittes, die Mütze nach hinten ins Genick gezogen, das Gesicht erhitzt, und ihnen folgt ein Frauenzimmer, in deren nicht unschönen Zügen sich Angst oder Beschämung ausdrückt. Der mit der Mütze im Nacken zieht eine Branntweinflasche aus der Brusttasche hervor und reicht sie schwankend dem Mädchen mit den Worten, die er mehr lallt als spricht: „Spiridus fine, anners dhun wir es nich!“ Er meint gewiß, einen guten Witz gemacht zu haben; aber das Mädchen wehrt ihn mit der Hand ab und wendet sich zur Seite, worauf Jener, zum Schlag ausholend, die Faust erhebt. Jetzt tritt sein Kamerad

dazwischen und sucht ihn zu beruhigen; er taumelt zurück und, wie ein Spuk, plötzlich aufgetaucht, verschwindet das häßliche Bild hinter den Bäumen.

Nicht weit von dieser Stelle sitzt eine junge Frau mit zwei halb erwachsenen Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, deren kleines Brüderchen vor ihnen auf einem Steckenpferd im Sande herumreitet. Die Mutter strickt, das Mädchen häkelt und der Knabe vergnügt sich damit, aus seinen Schuhen heraus- und hineinzufahren, als ob sie ihn genirten, oder als ob es ihn gelüste, den kühlen Sand und frischen Rasen wieder einmal ohne sie zu versuchen. Keines der Dreie nimmt Notiz von mir, als ich mich zu ihnen setze; sie fahren Jedes in seiner Beschäftigung fort. — „Du gehst wohl in die Gemeindeschule dort drüben in der Wiesenstraße, mein Junge?“ red' ich den mir zunächst Sitzenden an. Aus seinen klugen grauen Augen blickt er mich ein wenig scheu von unten herauf an; dann faßt er sich ein Herz, zieht die Schuhe fester an die Füße und sagt: „Ja.“ Der Umstand, daß ich diese Gegend gut zu kennen scheine, gibt ihm Vertrauen und macht ihn, im Hinblick auf die Schule, doch auch wieder bedenklich. Ich frage ihn nach seinem Alter. — „Neun Jahre.“ — „Und in welcher Classe?“ — Nach einigem Zögern erwidert er: „in der dritten;“ und jetzt zuerst über ihrem Strickzeug hinweg blickt die Mutter mich an und

auch die Kleine läßt ihre Häkelei in den Schoß sinken. Es ist eine hübsche Frau, mit braunen Augen und braunen Haaren; das Töchterchen ihr getreues Ebenbild und Beide mit äußerster Sorgfalt und Sauberkeit, wiewohl höchst bescheiden gekleidet. „Er könnte schon in der zweiten sein, wenn wir bei uns zu Hause geblieben wären,“ sagt die Mutter in jenem harten pommerschen Accent, der nicht zu verkennen ist. — „Ich höre, daß Sie nicht aus Berlin sind?“ — „Nein,“ erwidert sie, „wir sind aus Pasewalk —“ und ich erfahre, daß ihr Mann Bahnwärter ist, daß sie vor einem Jahre hierher versetzt worden sind und in einer dieser Straßen am Humboldthain wohnen. Sie gesteht mir, daß es ihnen schwer werde, sich in Berlin einzuwohnen. „Als wir noch in Pasewalk waren —“ fängt beinahe jeder von ihren Sätzen an. Sogar der Junge hatte mehr zu thun in Pasewalk. „Als wir noch in Pasewalk waren,“ sagt sie, „da mußte der Junge des Morgens von 8—12 und des Nachmittags von 2—4 in der Schule sein, und dann bekam er noch so viel auf, daß er vor dem Abend nicht fertig damit wurde; hier aber ist nur des Vormittags Schule von 7—12, in einer Stunde hat er alle seine Arbeiten gemacht, und dann —“ „Nun, nun, liebe Frau,“ sag' ich, „Sie sind doch sonst mit ihm zufrieden?“ — „O ja,“ erwidert sie, und ein Lächeln fliegt über ihr ein

wenig bekümmertes Gesicht, wie Sonnenschein; „er ist der Erste in seiner Classe und heute noch vom Herrn Lehrer belobt worden, weil er den besten Aufsatz geliefert hat.“ — „Worüber war denn der Aufsatz?“ — „Ueber die Hennen und ihre Küchlein,“ versetzt der Knabe, der inzwischen eine gerade Haltung angenommen hat, als ob er auf der Schulbank säße. — „Die Hennen und ihre Küchlein, — ja, das will ich glauben, mein Kleiner, die kennst Du gewiß besser als alle die Berliner Jungen;“ worauf die Mutter, verklärten Antlitzes: „Als wir noch in Pasewalk waren —“ und von ihren Hühnern, und ihrem Hof und Garten und allen Annehmlichkeiten jenes Ortes zu erzählen beginnt, nicht lebhaft oder erregt, sondern ruhig, schwer und langsam, wie die Leute ihrer Gegend sprechen. — „Und das Töchterchen dort?“ frag' ich. Sie hat ihre großen braunen Augen auf mich gerichtet; jetzt aber greift sie hastig zu der Häkelarbeit und ein zärtlicher Blick der Mutter gleitet über sie dahin. Sie geht zur Mädchenschule, gleich nebenan, in der Hochstraße, sie hilft der Mutter schon in der Wirthschaft, und sie trägt an den Tagen, wo der Unterricht frühe genug aus ist, ihrem Vater das Essen auf die Bahn. — „So,“ sag' ich, „nun sollt Ihr auch Etwas zur Belohnung haben — dafür kauft sich Jeder von Euch ein Stück Kuchen und dies für den kleinen Reiter.“ Denn auch dieser ist

auf seinem Pferdchen herangekommen. Sie weigern sich, bis ein Wink der Mutter es ihnen erlaubt. „Ihr könnt es dreist nehmen,“ sag' ich, „ich bin auch so ein Herr Lehrer, der seine Freude hat an guten und fleißigen Kindern.“ — „Als ob ich es nicht längst gewußt hätte!“ sagt mir ein Blick des Knaben, in welchem sich Respect und Zutrauen mit etwas Furcht mischt, wie wenn er mir doch noch einmal in irgend einem jener hohen Schulgebäude begegnen könnte. Wir scheiden wie gute Freunde, verabreden, daß wir am nächsten Sonnabend Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubt, uns wieder auf dieser Bank treffen, und die Kinder wollen dann ihre Schreibhefte mitbringen. —

An schattigen Plätzen vorbei, deren überhängendes Gebüsch sich wie zu Lauben wölbt, führt der Weg zur Höhe des Plateaus, wo, der Stadt zugewandt, doch ganz in Grün, das Directorialgebäude steht. In einer offenen Halle sieht man das Medaillonporträt, welches den Schöpfer dieser schönen Anlagen darstellt, deren Vollendung er jedoch nicht mehr erleben sollte. Gustav Meyer war ein Schüler Lenné's, und mit seiner Thätigkeit im Dienste der Stadt Berlin beginnt jene planmäßige Ausbildung der communalen Park- und Gartenpflege, welche binnen kurzer Zeit, in nicht viel mehr als zehn bis zwölf

Jahren, unser Berlin in eine Stadt verwandelt hat, welche so wenig gärtnerisch als architektonisch den Vergleich mit einer von den älteren und berühmteren Städten zu scheuen braucht. Keine neue Straße wird jetzt angelegt, ohne gleichzeitig mit Alleen bepflanzt zu werden, so daß wir im Innern der Stadt schon über 32 000 Bäume haben. Keine neue Schule wird gebaut, deren Mauern nicht mit Schlinggewächs umkleidet, deren Höfe nicht zu kleinen Gärten umgestaltet würden; solcher Schulen zählt Berlin bereits weit über 100. Unseren öffentlichen, bis dahin so sterilen Plätzen — Steinwüsten zuweilen inmitten von Sandwüsten — ist der Schmuck von Rasen und Blumen und Springbrunnen verliehen; und wohin das Auge fällt, ruht es auf üppig quellendem Grün. Wir haben den Thiergarten, welchen königliche Munificenz von Alters her den Berlinern zu eigen gegeben und städtischer Gemeinsinn neuerdings zu dem landschaftlich vielleicht ausgezeichnetsten Park Europa's gemacht hat; und wenn dieser durch seine Nachbarschaft und Lage vorzugsweise den „oberen Zehntausend" zu Gute kommt, so haben wir für die Fabrikarbeiter von Moabit den kleinen Thiergarten, für die des Südens die Parkanlagen bei Treptow, für die des Ostens den Friedrichshain und für die des Nordens den Humboldthain. Die Privatgärten, deren Berlin einst, als es noch eine mittlere Stadt

und Grund und Boden wohlfeil waren, so viele und so große hatte, Gärten der Privilegirten, der Reichen und Vornehmen, sind bis auf einzelne, geringe Reste verschwunden; dafür haben wir nun diese städtischen Gärten, welche Jedem, auch dem ärmsten unserer Mitbürger, zu gleichem Rechte gehören. Es entspricht dies genau dem humanen Zuge der Zeit, deren höhere Cultur sich eben in der weiteren Sympathie für die niederen, wenig begünstigten Classen zeigt. Unser Vermögen können wir nicht mit ihnen theilen; denn das beruht auf Voraussetzungen und Bedingungen, welche ganz individuell und darum nicht theilbar sind. Aber theilen wollen wir mit ihnen die Voraussetzungen und Bedingungen eines gesünderen physischen, moralischen und intellectuellen Lebens, welche sie besser, und mit mehr Aussicht auf Erfolg, in den Stand setzen, die allgemeine Concurrenz aufzunehmen. So betrachtet hat die Schöpfung und Pflege dieses städtischen Parks, abgesehen von allem Anderen, auch eine sociale Meinung und Bedeutung. Denn in der That, es ist nichts Geringes, daß der Arbeiter, der in grobem Rock und abgetragener Linnenhose hierherkommt, das Gefühl hat und sich sagen kann: an diesem Allen hab' ich Theil, diese Bank ist für mich gemacht und dieser Rasen für meine Kinder! Fürwahr, wenn es uns gelingt, diesen unseren schwer arbeitenden und oftmals von

ihrer Last niedergedrückten Mitmenschen zu zeigen, daß wir ihre Freunde sind, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir sie nicht nur ausnützen, sondern für sie thun wollen, was wir zu thun vermögen: dann ist schon viel gewonnen in diesem socialen Kampfe, der nicht mit Sieg oder Niederlage, sondern im friedlichen Ausgleich enden muß, wenn die Civilisation selber nicht zu Grunde gehen und die Religion mehr sein soll als ein mißbrauchtes Wort!

Hier oben im Humboldthain, längs des Directorialgebäudes ist ein besonders schöner Gang zwischen den Blumenbeeten, Weingeländen und blühenden Gesträuchen, welche jetzt der letzte Schimmer des versinkenden Frühlingstages röthlich bestrahlt. Groß und golden steht der Abendhimmel über mir, und selbst die Rauchwolke, die mit dem Abendwinde dahinschwebt, ist von dem Widerschein erleuchtet.

Aber kaum daß ich aus der reinen Pflanzenluft und Stille des Hains bei der Grenzstraße heraustrete, so kommt mir die ganze Schwüle der Stadt entgegen, und bei der Gartenstraße bin ich wieder in ihrem Lärm; wie etwas Unentrinnbares naht sich ihr Gerassel und umgibt mich von allen Seiten. Der Unterschied ist so stark, daß er für eine Weile den Blick verwirrt und das Ohr betäubt. Dämmerung

ist eingetreten. Quer über die Straße fort und an Kirchhöfen vorbei saust ein Eisenbahntrain, und hoch über dem Hin und Her der Menschen, der Wagen und ungeheuren Bewegung, die sich an diesem Punkte für einen Augenblick staut und dann, wieder freigegeben, mit verdoppelter Gewalt hinüber und herüber strömt, erscheinen zwischen den Bäumen an schwarzen Stangen schon die Signallichter, dunkelroth auf dem blaßgelben Abendhimmel.

Es ist Samstag Abend; und wie die Nacht herabsinkt über dieser weiten Ausdehnung zwischen Oranienburger und Schönhauser Thor, scheint ein Geruch in der Luft zu liegen, der immer stärker und penetranter wird — der Geruch von Alkohol. Am Samstag Abend erhalten die Arbeiter ihren Wochenlohn und nicht Wenige vertrinken ihn oder einen Theil desselben noch vor Mitternacht. Der Conducteur einer der Pferdebahnlinien, welche diese Gegend durchschneiden, sagt mir, daß es in den späteren Stunden des Samstag-Abends, wenn die Wagen oben und unten, innen und außen gefüllt sind, ein harter Dienst für ihn sei. Das Einzige, wenn man Scenen der empörendsten Art vermeiden wolle, sei Schweigen; aber es falle ihm oft sehr schwer, an sich zu halten. Und ich will es ihm wohl glauben. Man braucht an einem solchen Abend in die gedrängt vollen Straßen dieser Vorstädte nur einen

Blick zu werfen — wie die Thüren der Schenken, hier in Berlin „Destillationen" genannt, belagert sind und die halb schon Trunkenen, oft im Streit mit ihren Genossen, und oft, was noch widerwärtiger ist, in Ausbrüchen roher Zärtlichkeit abwechseln. Ich stelle mich einem solchen, besonders stark frequentirten Local an der Ecke der Invaliden- und Gartenstraße gegenüber, um zu beobachten. Es liegt im Erdgeschoß eines jener alten, kleinen einstöckigen Häuser, die man hier herum noch sieht, und um hinein zu gelangen, steigt man zwei Stufen hinunter. Durch das Fenster, welches zur Hälfte mit einer rothen Gardine verhängt ist, kann ich in das Innere blicken. Das Zimmer ist niedrig und der Raum für die Gäste nicht groß. Nur Einige von ihnen haben Platz zum Sitzen an kleinen, viereckigen Tischen, auf deren Platten man die Spuren vergossenen Getränkes wahrnimmt. Die Andern stehen oder lehnen an dem langen Ladentisch, auf welchem in Fäßchen und auf Schüsseln allerlei Eßwaaren befindlich sind, mehr darauf berechnet, den Durst zu reizen, als den Appetit zu stillen, marinirte Heringe, saure Gurken, Käse, Schinken, und hinter welchem die Tonnen mit Schnaps und Rum bis an die Decke reichen. Die Luft ist dick und trübe, trotz des reichlich flackernden Gases; jedesmal, wenn die Thüre geöffnet wird, schlägt ein Qualm von Fusel und übertriebener Hitze

heraus, der allein hinreichen würde, den Sinn zu benebeln. Die Leute sind laut, aber nicht fröhlich; es ist etwas in ihnen von jener stumpfen Resignation, welche das Ende voraussieht, aber es abzuwenden nicht die Kraft hat.

Eines jedoch fällt in dem sonst so trostlosen Bilde mir auf: die Abwesenheit der Frau. Was in den ärmeren Quartieren von London, in den dunstigen Höfen und schmutzigen Gassen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen ist: das betrunkene Weib, das gehört in Berlin glücklicherweise zu den äußersten Seltenheiten. Wer jemals vor den schimmernden Gin-Palästen von Seven Dials oder Houndtsditch eine dieser Megären gesehen hat, mit entflammtem Gesicht und zerfetztem Gewand, vielleicht einen Säugling an der Brust und hungernde Kinder hinter sich — vielleicht auch einer Gegnerin das Haar ausraufend oder von einem Manne zu Boden getreten: der wird gestehen, daß es einen traurigeren, die Menschheit mehr entwürdigenden Anblick nicht geben kann*) Dergleichen wird man in Berlin vergebens

*) In einem vom 16. April 1885 datirten Bericht über eine Sitzung des Londoner Mäßigkeitsvereins wird mitgetheilt, daß im Auftrage dieses Vereins während einer gewissen Sonnabend-Nacht zweihundert „public-houses“ in den verschiedenen Gegenden der Stadt beobachtet wurden. Es ergab sich, daß dieselben in den Stunden von 9—12 von 48 805 Männern und 30 784 Frauen besucht wurden. An

suchen; und ich bin geneigt zu glauben, daß das verhältnißmäßig gute Befinden unseres Arbeiterstandes, Familienleben und Gesundheit, zum großen Theile der Frau des Arbeiters zu danken ist. Diese Annahme wird durch den statistischen Nachweis unterstützt, daß die weibliche Bevölkerung Berlins bei dem Alcoholconsum unserer Stadt nicht nennenswerth betheiligt ist. Unter den in die städtische Irrenanstalt zu Dalldorf im Jahre 1882 aufgenommenen 550 Geisteskranken war bei 48 derselben Trunk als Ursache des Irrsinns festgestellt worden, von denen 41 Männer und nur 7 Frauen waren. Der Verbrauch von Spirituosen beschränkt sich daher in Berlin wesentlich auf den männlichen Theil der Bevölkerung, vom zwanzigsten Jahr ab aufwärts, in welchem aber gerade die niederen Stände mit einem ganz abnormen Procentsatz erscheinen. Von den 11 169 Localen, in welchen gegen Ende des Jahres 1880 berauschende Getränke feilgeboten wurden, kamen auf das von den ärmeren Classen bewohnte Gebiet unserer Stadt fast 9000 Destillationen, Ausschankstellen und Kleinhandlungen mit Branntwein; und wenn man erwägt, daß das entsprechende Verhältniß der Bevölkerungsziffer auf jedes dieser Locale nicht mehr als 30 Kunden ergibt, so daß

---

einem Montag-Morgen zählte man in zwölf solchen Häusern 1250 Frauen.

also diese geringe Zahl ausreichen muß, die betreffende Wirthschaft in Gang zu erhalten und den nöthigen Verdienst abzuwerfen: dann wird man sich einen ungefähren Begriff machen können von dem Umfang des beklagenswerthen Uebels und seinen zerstörenden Folgen auch unter uns.

Es scheint, daß gleichzeitig mit der Existenz oder dem Anfang einer Arbeiterbevölkerung in Berlin auch das Uebermaß im Genusse des Branntweins begann und bemerkt ward. Verdankt unsere Stadt den ersten, bedeutenden Aufschwung des Handels und der Industrie den französischen Refugiés, so wirkte dieser Anstoß so mächtig, daß schon um die Mitte des folgenden Jahrhunderts von einer beträchtlichen Anzahl von „Manufacturen" die Rede sein konnte. Süßmilch, damals Probst in Cölln und Pastor Primarius zu St. Petri, der, wiewohl ein trefflicher Mann der Kirche, doch als ein ausgezeichneter Statistiker bekannter geworden und geblieben ist, als der erste, dem die Idee der Socialstatistik vorschwebte, gewissermaßen ein Vorgänger Quételet's, sagt in einer vor der Kgl. Academie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung*), „daß seit etlichen Jahren unsre Fabricken sehr zugenommen

*) Der Königl. Residentz Berlin schnelles Wachsthum ꝛc. Berlin 1752, p. 42.

haben. Unsre Woll-Arbeiten finden mehr Abnahme. Die Arbeit in der Baum-Wolle hat sich seit kurtzem auch sehr aufgeschwungen. Hierzu gehören folglich auch mehr Menschen-Hände. Man ist also sehr ernstlich darauf bedacht gewesen, die Spinnereyen zu vergrößern und Arbeiter von allen Orten her anzuschaffen. Es ist uns auch alles bisher Gottlob! gelungen. Diese Art Leute aber ist und sie bleibet auch arm. Der Lohn ist geringe und es geht, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund. Kommt eine Kranckheit, die sie an Gewinnung des täglichen Brodes hindert, so sind die Noth und das Elend da." Einen Theil der Schuld an diesem beklagenswerthen Zustande findet der Prälat schon damals in der Trunksucht. „Bey dem gemeinen Mann besonders", heißt es in der citirten Schrift (p. 40), „reißt der Gebrauch des Brandtweins immer mehr ein. Die stets anwachsende Zahl der privilegirten Brandtwein-Laden ist ein Beweiß davon. Daß aber der Ueberfluß dieses Geträndes eine wahre Pest sey, wissen die Aerzte am besten zu sagen." Sehen wir nun die Arbeiterbevölkerung Berlins im vorigen Jahrhundert an denselben Uebeln leiden wie die des unsrigen, so tritt doch sogleich der Gegensatz hervor, wenn man vergleicht, was zur Abwehr jenes Uebels und zur Besserung der socialen Lage des Arbeiters überhaupt damals geschah (oder vielmehr nicht

geschah) und heute geschieht. Unser Autor berichtet von einer Masern-Epidemie, welche im Frühjahr 1751 zu Berlin gewüthet und innerhalb sechs Wochen mehr als 500 Opfer dahingerafft habe, von denen nur dreißig den besser situirten Classen, und alle übrigen den weniger bemittelten, „durch die stets wachsenden Fabricken vergrösserten", angehört haben. Vierhundert von ihnen hätten gerettet werden können, ruft er aus, wenn ihnen Hülfe geworden wäre; und er fährt fort: „Daß nun aber diese Armen, die uns doch reich und unsre Stadt blühend machen, in ihren Kranckheiten äußerst verabsäumt werden, wird wohl niemand läugnen können. Es ist wahr, es sind Anstalten für Arme vorhanden. Allein es ist auch wahr, daß sie jetzt noch vielweniger bey der schnell vergrößerten Anzahl der Unbegüterten hinlänglich sind, da sie es vorher nicht gewesen. Das (sic!) Maison de Charité kann nicht Alles fassen und die Armen-Cassen sind zu unvermögend . . . . Es sind auch Aertzte und Wund-Aertzte für die Armen geordnet, allein . . . in denen Theilen der Stadt, wo die Armen wohnen, wohnt nicht einmal ein Artzt, als in der Köpenicker- und andren Vorstädten, und wenn sie auch zu dem bestellten Armen-Artzt gegangen wären, so wäre doch nicht einer, ja nicht zwei noch drey für so viel tausend, die zu gleicher Zeit darniederlagen, hinlänglich gewesen" (p. 43).

Man wird zugestehen müssen, daß wir mit den Fortschritten zufrieden sein dürfen, welche unser Jahrhundert, Dank den gemeinnützigen und menschenfreundlichen Bestrebungen in Verbindung mit der thätigen Fürsorge des Staats und der Gemeinde, auch in dieser Hinsicht gemacht hat.

Als der „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", der sich bereits über die von der Trunksucht am meisten heimgesuchten Länder des Nordens und einen Theil Deutschlands verzweigt, Berlin gleichfalls in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen begann, veröffentlichte derselbe einen Aufruf, in welchem man die folgenden erschreckenden Daten findet: nach einer annähernden Schätzung zählt Berlin alljährlich wenigstens 9300 Personen, welche dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben sind. Von diesen wurden in den vier Jahren von 1879—1882 in die acht öffentlichen Krankenhäuser 2194 aufgenommen, welche an Säuferwahnsinn oder chronischem Alkoholismus litten, während an den unmittelbaren Folgen des Trunkes durchschnittlich 40 starben, zum Theil auf offener Straße. Welches Contingent in Berlin der Trunk zu der Heerschar des Verbrechens stellt, geht aus dem Ergebniß einer Untersuchung hervor, die mit den im Jahre 1875 in der Strafanstalt zu Plötzensee detinirten Gefangenen vorgenommen ward. Es fand sich nämlich, daß 70 Pro-

cent der Fälle von Widerstand gegen die Staatsgewalt, 66 Procent der Vergehen gegen die Sittlichkeit, 55 Procent der Fälle von Hausfriedensbruch, 55 Procent der Fälle von Sachbeschädigung und 51 Procent der Fälle von Körperverletzung — mit andern Worten über die Hälfte aller und mehr als zwei Drittel einiger Fälle unter dem Einflusse des Alkohols begangen worden sind. Wer aber zählt die nicht ans Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Fälle, wo der Trunk den Körper so geschwächt hatte, daß Arbeitsunfähigkeit oder tödtlicher Verlauf von Krankheiten, die unter anderen Umständen heilbar gewesen wären, die Folge! Wer endlich möchte ziffernmäßig festzustellen unternehmen, wie dieser Fluch durch Vererbung noch auf kommende Geschlechter fortwirkt!

Es ist daher aufs Innigste zu wünschen, daß die Thätigkeit dieses Vereins eine ebenso segens- wie erfolgreiche werden möge, als sie, ohne Zweifel, eine wohlgemeinte, edle und uneigennützige ist. Nur sollte man von dem, was man diesen Armen nehmen will, nicht zu gering, und von dem, was man ihnen als Ersatz dafür bietet, nicht zu hoch denken.

Man muß sie gesehen haben, diese Scharen von Arbeitern, wenn sie gegen Abend aus den Fabriken kommen, müde, mühselig und beladen, mit allen

Zeichen der Erschöpfung in ihrem Gang und der Abspannung in ihren Gesichtern. Man fühlt es alsdann in ihre Seele hinein, daß sie sich nach Etwas sehnen — nach etwas Besserem vielleicht, als ein Branntweinrausch zu gewähren vermag; aber sie wissen nicht, wo es zu finden. Wenig ist ihnen vergönnt von den Freuden dieser Welt; an der reich gedeckten Tafel ist für sie kein Platz. Aber auch rein animalisch genommen brauchen sie Etwas, müssen sie Etwas haben, was einen Reiz ausübt, um die gesunkenen Lebensgeister wieder zu wecken. Die Mäßigkeitsbewegung der vierziger Jahre scheiterte daran, daß sie völlige Abstinenz verlangte; diesen Fehler will der neue Verein nicht noch einmal begehen: er gestattet den Gebrauch, und will nur den Mißbrauch verhüten. Er öffnet dem Arbeiter Kaffeestuben und Lesehallen, verspricht ihm belehrende Vorträge, Unterhaltungsabende und eine edlere Art der Erholung überhaupt. Andererseits soll die Zahl der Schenken, d. h. der unmittelbaren Versuchung beschränkt und dieses ganze Nachtgebiet der menschlichen Gesellschaft von der Gesetzgebung schärfer ins Auge gefaßt werden. Es fragt sich nur, ob alles Dies, so löblich es an sich auch ist, der Sache tief genug auf den Grund geht und das bittere Wort Bettina's von Arnim nicht doch noch hier und da nachklingt: „An Feiertagen hält der Mäßigkeitsver-

ein eindringliche Reden im Voigtland, wo für fünf Dreier Fünfe ein Mahl sich bereiten. Ist Euer Magen zu schlaff, daß Ihr den Verein zum Voigtland nicht hinausbellt?" Hat der Mann, von dem viel Arbeit verlangt wird, nicht auch viel Nahrung nöthig — mehr und kräftigere vielleicht, als ihm selbst heute noch unter den verbesserten Umständen vergönnt ist? Und wenn er zu dem verwerflichen Mittel greift, welches sein physisches Bedürfniß täuscht, nicht befriedigt, wo ist dann die Grenze zwischen Gebrauch und Mißbrauch und wer bewacht ihn, daß er sie nicht überschreite? Wir hören wohl, daß in den nordischen Ländern, in Schweden und Norwegen, Dänemark, Holland, sogar in England breite Massen des Volkes für diese Bewegung schon gewonnen sind. In Skandinavien bildet die Förderung derselben eine von den Postulaten des socialdemokratischen Programms. In England hat, nach einer Mittheilung Gladstone's im Parlament, ein Heruntergehen des Ertrags aus der Branntweinsteuer und ein Steigen des Ertrags aus den Theezöllen stattgefunden. Aber der englische Arbeiter ißt an einem Tage so viel Fleisch, wie der unsrige nicht in einer Woche. „They are overworked and underfed“ — sie sind überarbeitet und zu schlecht genährt, sagt ein englischer Bericht über unsere Arbeiter. Das Uebel, um dessen Bekämpfung es sich handelt, ergibt

sich mit einer Art trauriger Nothwendigkeit aus der Lage des deutschen Arbeiters; und nur mit dieser Lage selbst kann es gründlich gebessert werden. Wir müssen dabei mehr, als in andern Ländern der Fall, auf den Charakter des Arbeiters rechnen: auf seinen ernstlichen guten Willen und seine bessere Einsicht von den Dingen. Deutschland ist kein so reiches Land wie England. Auch unser Mittelstand muß sich Entbehrungen auferlegen, die der dortige nicht kennt. Es ist das kein Grund, um Augen und Herzen zu verschließen; aber mit der Vermehrung des National-Wohlstandes wird auch auf den Arbeiter sein Theil kommen, und er hat dazu beizutragen, wie jeder von uns.

In einer der jüngsten Reichstagssitzungen hörten wir auf social-demokratischer Seite den Mann verspotten, „der bei magerer Kost und dem Wasserkruge zufrieden sei". Dann fügte derselbe Redner hinzu: „man kann unzufrieden und dennoch idealistisch gesinnt sein". Unzufriedenheit aus solchem Grunde kennt der englische Fabrikarbeiter nicht, und ist darum dem continentalen Socialismus wenig zugänglich. Aber wenn die relative Zufriedenheit des englischen Arbeiters mit der bestehenden Ordnung aus seinen materiell günstigeren Verhältnissen entspringt, so fehlt es doch auch dem unsrigen keineswegs an dem Mittel, um die seinigen befriedigender

zu gestalten. Denn in einem Punkte von entscheidender Wichtigkeit steht er höher: er ist gebildeter. Nicht umsonst ist er durch die doppelte Zucht der allgemeinen Schulpflicht und der allgemeinen Wehrpflicht gegangen. Nun kann man freilich von Intelligenz allein ebenso wenig satt werden, als von den imaginären Fleischtöpfen gewisser Irrlehren; aber doch ist Intelligenz der bessere Weg, um das Mögliche wirklich zu machen. Unser Arbeiter ist durchaus nicht mehr der gesellschaftlich oder politisch Schwache, der er war: seine Stimme wird gehört in unserem Reichstag, sie wird gehört in unserem Rathhaus. Eine wirkliche Verbesserung seiner Lage kann nur auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege geschehen; wir wollen ihm alle dabei helfen, aber das Meiste muß er selber thun. Leute, die es gut mit ihm meinen, sollten ihm nicht unfruchtbare Versprechungen machen oder das in ihm aufzustacheln suchen, was das Niedrigste und Gemeinste in der Menschenbrust — sie sollten ihn darüber aufklären, daß nicht ein Gewaltact, auch nicht ein Geschenk ihn in den Besitz dessen setzen kann, was er in ehrlicher und geduldiger Arbeit sich selbst erwerben muß; sie sollten ihn auf eine Stelle des kürzlich von unserem Magistrat veröffentlichten Verwaltungsberichts hinweisen, an welcher es heißt: daß in dem Zeitraum von 1861 bis

1881 in Berlin die Ausgaben für die Schulen von $9^3/_4$ Procent zu $19^3/_4$ des gesammten Budgets gestiegen, die Kosten für das Armenwesen dagegen in derselben Zeit von 18 auf $14^1/_2$ Procent gefallen sind. Diese Zahlen sagen, daß mit der Zunahme der Bildung eine Abnahme der Armuth verbunden ist; sie sagen, daß, wie Wärme sich in Kraft, so Bildung sich in Wohlstand umsetzt; sie sagen, was wir für den Arbeiter thun, und was wir für ihn nicht thun können; und sie sagen endlich, daß in der Vermehrung seines geistigen und sittlichen Vermögens die einzige Lösung des Problems der socialen Frage liegt. —

Wenn ich mit solchen Gedanken, aus dem Norden Berlins heimkehrend, mich wieder seinem Mittelpunkte zuwende — wenn plötzlich der taghelle Schimmer des elektrischen Lichtes vom Centralbahnhof in der Friedrichstraße mir entgegenleuchtet, und ich beim Scheine Tausender von Gasflammen unter den Linden die Paläste, die Ministerien, die Gesandtschaften, das Opernhaus sehe — die luxuriösen Läden, die strahlenden Cafés, die verschwenderisch ausgestatteten Restaurants — Alles, was diese große Stadt an verfeinertem Genuß zu bieten vermag — dann, ich muß es gestehen, bedrückt dieser Glanz, dieser Reichthum und diese Schönheit mich weniger.

Denn ich sage mir: dort oben, im Dunkel der Nacht, liegt etwas verborgen, was noch werthvoller und noch kostbarer ist: das Glück und der Frieden der Zukunft, und wenn Jeder an seinem Platze das Richtige thut, so werden wir es erringen — wir oder unsere Nachkommen!

Im Herzen von Berlin.

(April—August 1886.)

Tief drin in Alt-Berlin ist eine kleine Straße, die Papenstraße, und in dieser Straße ein kleines Haus mit einer weißen Laterne, die mir beide sehr lieb sind, das Haus und die Straße. Die letztere erinnert mich auf eine angenehme Weise an die Pfaffen, welche vormals, in der katholischen Zeit, und als man noch platt in Berlin sprach, hierselbst gewohnt und der ganzen Gegend sicherlich ein behäbiges Ansehen verliehen haben; als der Bischof von Lebus Hof hielt in der Bischofstraße, der von Brandenburg in der Klosterstraße, der Abt von Lehnin in der Heiligengeiststraße, und der Bischof von Havelberg in eben dieser Papenstraße selbst. Diese Prälaten, obzwar sie nun lange schon in Gott ruhen und eine Nachfolge nicht gefunden, haben doch den Straßen, die noch immer nach ihnen heißen, und den benachbarten, die gleichsam im Bann und Frieden der Marienkirche liegen, Etwas hinterlassen, was mitten im Geräusch und Gewühl, und trotz der Veränderungen der Gegenwart, die gesegneten Tage

zurückruft, wo das Leben allhier gemächlich ging, wo man hinlänglich Muße hatte, dem Herrn zu dienen, sein Lob in Hora, Messe und Vesper zu verkünden und dazwischen ihm dankbar zu sein für alles Gute, was er der bedürftigen Creatur an Speis' und Trank beschert.

Dies ist es auch, was mir an dem kleinen Haus in der kleinen Straße so wohl gefällt. Es ist einstöckig und altmodisch. Vor seiner stets geöffneten Bogenthür hält gemeiniglich ein Frachtwagen, hoch mit Säcken beladen, denen man, auch wo man es nicht wissen sollte, doch ansieht, daß sie etwas Kräftiges enthalten; in seinem ausgetretenen Flur, in einer Art beständigen Halbdunkels, bewegen sich Gestalten, die, mit ihrer ledernen Schürze und wohlgenährten Person von allen menschlichen Wesen am meisten Brauknechten gleichen; und aus dem engen Höfchen kommt ein Malzgeruch, der Alles, was man riechen kann, an Lieblichkeit übertrifft. Damit der Leser es wisse: dies ist die Mälzerei des berühmten Patzenhofer'schen Brauhauses, das einst, in bescheidener Vorzeit, als es seine Paläste draußen am Friedrichshain noch nicht hatte, sich mit solchen Baulichkeiten begnügte an einer Stelle, welche die Traditionen einer priesterlichen Vergangenheit glücklich vereint mit der Erinnerung an Berlins erste und älteste Brauerei. Denn das Andenken an diese aus

dem 15. oder 16. Jahrhundert lebt in dem Namen der hier einmündenden Brauhausgasse fort. Classisch ist der Boden und urgemüthlich das Kneipchen, das sich in besagtem Hause, zu rechter Hand und ebener Erde, dicht bei den Säcken und Pferden und Brauknechten, in traulichem Nachbarverhältniß eingenistet hat. Man mag kommen, wann man will, im Sommer oder Winter, ja selbst am hellen Mittag, so brennt Licht in diesem langen, niedrigen Zimmer mit den tiefen Fenstern, und das ist es, was ihm, in meinen Augen, so sehr zur Empfehlung gereicht; man kann sich immer, Gott weiß was, einbilden, wenn man sich hier zu seinem Glase niederläßt, und braucht sich nicht vor den fleißigen Menschen zu schämen, die draußen auf der Straße hin- und herrennen. Außerdem stehen hohe Vorsätze vor den Fenstern. Kommt man aber zur Winterszeit hierher, so brennen nicht nur die Lichter, sondern in dem eisernen Ofen in der Ecke prasselt ein gehöriges Feuer, das seinen röthlichen Schein weithin über den Fußboden wirft; und wär' es nur deshalb, um dieser Zeichen echter Gastfreundschaft willen, so käm' ich gerne hierher, obwohl ich eine tüchtige Wegstrecke von nicht viel weniger als einer Stunde zu machen habe, bis ich angelangt bin. Gemüthliche Leute verkehren hier — kleine Beamte, vornehmlich des Magistrats, Buchhalter, Comptoiristen und Procuristen der um-

gebenden Geschäftsgegend, Industrielle der mittleren Ordnung, Advocatenschreiber und sonstige Gelehrte — lauter brave Männer, die hier entweder Mittag halten, oder sich zum Mittage vorbereiten, indem sie der rastlos dahinstürmenden Welt ein rühmliches Exempel geben, daß der gute Mensch, sofern er nur will, auch in Berlin und mitten am Tage, wenn das Leben in voller Bewegung ist, immer noch Zeit hat, seinen Frühschoppen zu trinken, eine Hand im Solo zu nehmen, einen kleinen Skat zu spielen oder die Zeche auszuwürfeln. Wenn ich die Knöchel rasseln und fallen höre, während die Mittwintersonne gelblich durch die Scheiben hereinscheint und mit dem Schimmer der Gasflammen sich mischt, dann überkommt mich ein Gefühl der Dankbarkeit, daß es in diesem Jammerthal solch' traulicher Winkel noch gibt; und mir wird ganz pfäffisch wohl zu Muth, als ob ich nicht in der Papenstraße zu Berlin säße, sondern in irgend einem Klosterhof zu München oder Regensburg, deren Heilige ja längst auch die Patrone der großen Brauhäuser geworden sind. Kein Glühlicht, keine Butzenscheiben und allerlei Zierrath von Zinn und Schalen und Krügen bringt mich hier in den seltsamen Widerspruch einer künstlich hervorgerufenen Stimmung; und nichts ist hier stilvoll, als der Kellner alten Berliner Schlages, der weder eine germanische Jacke trägt noch eine modische weiße Cravatte, sondern am

Frack seiner Väter festhält und an große Trinkgelder nicht gewöhnt ist. Indessen beginnt es am Stammtisch stiller zu werden; das Knöcheln verstummt allmälig, die Karten ruhen, einer nach dem andern von den Gästen erhebt sich — „Mahlzeit, meine Herren!" ruft es bald hier, bald dort, das Zimmer wird leer, und in dröhnenden Klängen vom Rathhausthurme schlägt es Eins.

Und nun nach der Idylle die Elegie. Lieber Leser, gib Dir keine Mühe, dies Fleckchen irdischen Vergnügens aufzusuchen. Bis Du Dich in Bewegung gesetzt haben wirst, ist es nicht mehr; ich habe Dir's geschildert, wie es in den letzten Tagen seines Daseins war. Wenn Du hinkommst, wird die halbe Papenstraße verschwunden, niedergerissen, ein Schutthaufen sein; und wenn Du nach ein oder zwei Jahren wiederkehrst, wird wahrscheinlich ein „Prachtbau" stehen, wo das einstöckige Haus mit der weißen Laterne stand, und im Erdgeschoß, an Stelle des unscheinbaren Kneipchens, vielleicht ein „altdeutsches" Bierhaus sein mit elektrischer Beleuchtung und Allem, was sonst noch dazu gehört.

Aber fürchtet darum nicht, daß ich nun in Klagen ausbrechen und auf den Trümmern des kleinen Jüdenhofes sitzen werde, wie der Prophet Jeremias auf denen von Jerusalem. Ein Stück bis an das Mittelalter reichender Reminiscenzen ist hier

hingegangen, das einzige, welches wir in Berlin hatten; aber es ist kein Jubel darum bei den Heiden, noch großer Jammer bei den Christen oder bei den Juden, welch' letztere zumal nicht viel Erbauliches hier erlebten, wo man sie im Kleinen Jüdenhof zusammenpferchte und auf dem Neuen Markt verbrannte. Wenn man liest, was in Rom vernichtet und zerstört wird, so kann man sich über das trösten, was wir in Berlin auf Nimmerwiedersehn verlieren. Wie ein Reinigungswerk ist die Demolirungsarbeit der Kaiser-Wilhelmstraße durch die schmutzigsten und verrufensten Quartiere von Alt-Berlin mitten durch gegangen und hat sie niedergelegt. Und zum ersten Male jetzt wehte die Luft des Himmels herein, schien die Sonne herab in Gassen und Gäßchen, die vom Unrath der Jahrhunderte starrten und durch Jahrhunderte von den dicht angrenzenden Straßen getrennt zu sein schienen. Da ist nicht viel zu lamentiren. Aber mit Dem, was Niemand bedauert, wurde doch auch Manches zum Untergange verurtheilt, was ein pietätvolles Herz weniger leicht preisgeben mochte — so mancher Straßendurchblick, der uns ein letztes Bild gab von dem alten, ehemaligen Berlin — so mancher malerische Winkel, auf den man plötzlich stieß, wie auf den übrig gebliebenen Rest einer versunkenen Welt — so manches Haus mit historischem Charakter, welches in unsrer, an Anknüpfungspunkten solcher Art

nicht sonderlich reichen Stadt doppelt werthvoll und doppelt unersetzlich war. Wenn man vor vier, fünf Jahren in diesen Theil des rechten Spreeufers kam, so konnte man sich sagen, daß er fast unberührt noch so sei, wie Lessing und Mendelssohn, Ramler und Nicolai denselben gesehen, mit den Häusern, in denen sie gewohnt, und den schmalen Fußsteigen, auf denen sie gegangen. Seitdem ist, beim Alexanderplatz angefangen, Eins nach dem Andern davon abgebröckelt; und die Kaiser-Wilhelmstraße mit ihren gewaltigen Bauprojecten hat ihm den Rest gegeben. Nicht zu Zwecken der Verschönerung allein, wie wohl in den meisten übrigen Fällen, hat man hier aufgeräumt und neugeschaffen: sondern es mußte geschehen, wenn dem ungeheuern Wachsthum Berlins die freie Circulation und Entfaltung gesichert, wenn dem immer stärker anschwellenden Strome seines Verkehrs der Weg gewiesen werden sollte. Der erste Factor in dieser Umgestaltung der Königstadt war die Stadtbahn; und ihr zweiter ist die Kaiser-Wilhelmstraße.

Von den großartigen Baudenkmälern unsrer Epoche wird, wenn sie vollendet, diese Straße das großartigste sein, in den Augen späterer Geschlechter vielleicht lange noch das erkennbare Zeichen für das Berlin Kaiser Wilhelm's, dessen Namen sie trägt. Umgeben von den ehrwürdigen Erinnerungen an den

Großen Kurfürsten und den imposanten Architekturen, mit denen Preußens Könige nacheinander ihre Residenz geschmückt, wird sie fast unabsehbar, in glänzender Linie die Linden bis an die Grenzen der Königstadt fortsetzen, den Pariser Platz in beinahe gerader Richtung mit dem Alexanderplatz verbinden, und eine Straßenflucht darstellen, wie kaum eine zweite Hauptstadt Europa's aufzuweisen hat — mit dem Grün des Thiergartens, durchschimmernd durch die Säulenhalle des Brandenburger Thors, dem Grün der Linden am Anfang, dem Grün des Lustgartens, ernst überragt von den Werken Nehring's und Schlüter's, in der Mitte, und nun, mit kühnem Satz das Wasser überbrückend, das Wasser der Spree, sich Bahn brechend in das jenseitige Berlin hinein, und diesen ältesten Theil unserer Stadt, von jeher Sitz der bürgerlichen Arbeit und der bürgerlichen Verwaltung, mit einem Widerschein gleichsam dessen erfüllend, was schön und charakteristisch ist an unsern Königsbauten: mit verzierten Giebeln und Erkern, und breiten, kronentragenden Kuppeln, mit kunstvoll verschnörkelten, flachgewölbten Fenstern und Portalen, mit breiten, umgitterten Balconen und reich ornamentirten Façaden.

Es werden auch Paläste sein, aber solche des Handels und der Industrie — große Läden, Magazine, Waarenlager im Erdgeschoß und ersten Stock,

und darüber Wohnungen in bequemer Lage. Man konnte nicht eine Luxusstraße bauen wollen in dieser Gegend; die Kaiser-Wilhelmstraße sollte vor Allem einem Bedürfniß dienen. Es sollte durch sie der ungeheuer gesteigerte Verkehr des neuen, mächtig angewachsenen Berlins mit dem Mittelpunkte des alten entlastet werden. Zur Bewältigung desselben gab es bisher nur zwei Zugänge: den gänzlich ungenügenden des Mühlendamms, und den auch längst nicht mehr ausreichenden der Königstraße. Die Linden sind zehnmal, und einige von unsern Gürtelstraßen über elfmal so breit als diese Straße, die wichtigste Durchfahrt der Königstadt und eine der wichtigsten in Berlin überhaupt; in der That, so schmal ist sie, daß an einigen Strecken derselben, für die Stunden, wo die Fluth des Mittags sich durch sie wälzt und aus den einmündenden Straßen immer neue Nahrung von Fußgängern, Droschken, Omnibussen und Pferdebahnwagen empfängt, der Güterverkehr ganz eingestellt werden mußte. Die Nothwendigkeit gebot, einen dritten Eingang zu schaffen, welcher den Anforderungen der Gegenwart und den Voraussetzungen der Zukunft mehr entspräche: und dies war die Kaiser-Wilhelmstraße.

Aber sie hatte nicht diese Bestimmung allein.

Der Gedanke der Kaiser-Wilhelmstraße tauchte gleichzeitig mit dem Beginn der baulichen Um-

gestaltung Berlins, unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 auf — ein Beweis, wie naheliegend er war; aber es dauerte nicht viel weniger als vierzehn Jahre, bevor man ernsthaft an die Ausführung gehen konnte — ein Beweis, welche Schwierigkeiten derselben entgegenstanden. In diesen vierzehn Jahren war Berlin eine neue Stadt geworden; es hatte sich nach Osten und Westen, nach Süden und Norden fast gleichmäßig ausgedehnt, und überall war für die Bewegung einer um das Doppelte vermehrten Einwohnerzahl Raum gemacht; Straßen waren erweitert, Straßen waren durchbrochen worden, und die neuen Vorstadtgebiete wetteiferten in der Zweckmäßigkeit ihrer Anlagen, in Allem, was die Gesundheit der Bevölkerung und die Leichtigkeit der Circulation bedingt, mit den bevorzugtesten Theilen der Stadt, und übertrafen sie noch.

Unberührt von diesem Wandel, der sich vor unsern Augen vollzog, bis wir uns daran gewöhnt hatten wie an das Alltägliche, blieb nur der innerste Kern unserer Stadt, der zugleich ihr ältester ist — Alt-Berlin oder die Königstadt. Ihre Gäßchen und Höfe waren noch so finster und feucht, so schmutzig, höhlenartig und, mitten in einer decenten Umgebung, von einer solch unsaubern Gesellschaft bewohnt, wie vor dreihundert Jahren; und ihre Hauptstraßen, die keinen geringen Theil des Reichthums von Berlin

repräsentiren, hatten ein kleinstädtisches Ansehen, wie vor hundert Jahren. Alles, die Namen und die Zustände selbst, erinnerte hier an die Vergangenheit. Die Königstraße war nicht breiter als zu der Zeit, wo durch dieselbe Preußens erster König seinen triumphalen Einzug gehalten; die Neue Friedrichstraße nicht viel anders, als sie, mit ihren Nebenstraßen im Spandauer Viertel, aus den Händen von Friedrichs des Großen Baumeistern hervorgegangen war. Dazwischen lag ein Stück Mittelalter, so räucherig wie nur irgend eines — das einzige, welches sich in Berlin erhalten, kein besonders glänzendes oder erfreuliches, welches als Muster hätte dienen, keins, auf welches man, seiner historischen Associationen oder gegenwärtigen Gestalt halber, sich etwas hätte einbilden können. Aber trotzdem, wenn man sich in diese Straßenlabyrinthe begab, übersprudelnd von Leben, wenn nicht ganz so malerisch, wie das Ghetto von Rom; wenn man nicht weit von der Stelle, wo das Patricierhaus der Blankenfelde noch steht, und das der Zehlendorf und Ryke gestanden hat, jenen geheimnißvollen, unnahbaren Hintergrund sich erheben sah — denn wer, dem sein guter Name oder nur sein guter Rock lieb war, hätte den Kleinen Jüdenhof mit seinen Dependenzen der Schmalen und der Kalandsgasse, oder die Königsmauer, so lange sie noch in ihrer Sünden Blüthe stand, betreten

mögen? — trotzdem, sag' ich, wenn man dies Alles zusammen nahm, hatte man hier, mitten in diesem völlig modernen oder modernisirten Berlin, was man, in dieser Stärke, sonst an keinem Punkte desselben haben konnte: das Gefühl eines anderen Jahrhunderts. Man sah es nicht an einem einzelnen Gebäude, man war durchaus von ihm umgeben. Das war es, was die Königstadt in ihrem bisherigen Zustand dem gelegentlichen Wanderer so überaus anziehend, in jeder andern Hinsicht aber ihre Umgestaltung von Grund aus so dringend wünschenswerth machte. Die Steine selber, schwarz von Alter und triefend von Nässe, schienen zu rufen: Luft! Licht!

Wo jetzt, als das beherrschende Gebäude dieses innersten Kerns von Berlin, die Central-Markthalle steht und mit einem Leben erfüllt ist und einer Sicherheit arbeitet, als ob sie hier, ich weiß nicht wie viele Jahre oder Jahrzehnte gestanden hätte, da war vor kurzer Zeit noch ein wirrer Knäuel von engen Durchgängen und schmutzigen Straßen, in welche, wie gesagt, weder bei Tag noch bei Nacht ein anständiger Mensch sich gerne wagte. Das Wunder ist nicht, daß Alles hier jetzt so sauber aussieht und so hübsch ordnungsmäßig von Statten geht, sondern daß Sauberkeit und Ordnung so rasch und präcis, wie mit einem Zauberschlag aus dem Chaos von Trümmer-

schutt und Steingeröll emporstiegen, welches wir hier seit dem ersten Beginn von Abbruch und Wiederaufbau — beides immer Hand in Hand — erblickten. Am 3. Mai des Jahres 1886, eine Stunde nach Mitternacht, sollte das Mirakel geschehen, und es geschah; und als wir am andern Morgen in die vom Frühlingssonnenschein durchleuchtete Halle traten, da schwammen die Fische so vergnügt in ihren Kübeln, hingen die großen Braten so verlockend an ihren Krampen, entsandten die Blumen und die Käse so lieblichen Duft, standen die trefflichen Marktweiber, deren Bekanntschaft wir unter den historischen Regenschirmen des ancien régime gemacht, so würdevoll in ihrem neuen Palast, und rollten obenhin die Stadtbahnzüge mit so majestätischem Donner, daß wir demuthsvoll die Augen niederschlugen und im Herzen dem Magistrat von Berlin Lob sangen, der dies Alles so herrlich vollbracht. Nur eine Barrikade von vielen hundert übereinander gethürmten Rohrstühlen und Holztischen, ein ganzes Arsenal von Messern, Gabeln und landesüblichen Bierseideln in einer Ecke der obern Galerie zeugte noch davon, daß besagter Magistrat nebst allen Stadtverordneten und Bezirksvorstehern von Berlin in der vergangenen Nacht hier gezecht, um das große Werk seiner Bestimmung würdig zu übergeben, bis gegen Eins, mit der letzten Minute der

Geisterstunde, der entfesselte Strom der Arbeit, der hochbepackten Lastwagen und des ungeheuren, tobenden Zuschauermobs von Berlin in die Halle sich ergoß, der Festlichkeit ein jähes Ende bereitend, und die schmausenden Väter gleichsam hinwegschwemmend — ein modernes Nacht- und Phantasiestück in der Manier von E. T. A. Hoffmann, der diese Scene zu sehen geliebt haben würde, wie er ja auch die Gegend zwischen Marien- und Nikolaikirche gut genug gekannt und in seiner Spukgeschichte von der „Brautwahl“ vortrefflich geschildert hat.

Dieses indessen, das stürmische Intermezzo, mit welchem Berlin von seiner Markthalle Besitz ergriff, war das einzige Stück, das im Programme nicht vorgesehen; seitdem geht Alles seinen gemessenen, geschäftsmäßigen Gang, und nichts mehr erinnert weder an die E. T. A. Hoffmann'schen Geister, noch an die Kalandsbrüder und sonstigen Ehrenmänner, die einst hier hausten. Es ist Alles wie fortgefegt, als ob es niemals gewesen. Haben wir selbst doch Mühe, den Zustand der Dinge, die wir vor wenigen Jahren, ja vor wenigen Monaten noch leibhaftig gesehen, uns zu vergegenwärtigen, den Zug und die Richtung der Straßen, in denen wir so oft gewandert, die Häuser, vor denen wir sinnend so manchmal Halt gemacht. Es ist Alles weg und dahin; und so kurz ist das menschliche Ge-

dächtniß, daß wir in abermals zehn Jahren nur noch in den Büchern lesen werden, wie es hier ehedem gewesen. Und da der Magistrat, der doch sonst für Alles sorgt, nicht dafür gesorgt hat, das, was hier nunmehr verschwunden ist, im Bilde zu verewigen, so will ich wenigstens einige Züge desselben festhalten. Schön waren Jüdenhof und Königsmauer und Kalandsgasse nicht — das weiß Gott; und rühmlich auch war ihre Geschichte nicht: der Galgen und der Scheiterhaufen spielen eine beträchtliche Rolle darin, und was mit Blut begann, endete mit Unrath und dem lichtscheuen Gewerbe. Dennoch war dieses innerste Stück unserer Stadt ein Theil ihrer selbst und zwar ein sehr charakteristisches — der einzige und letzte, wiewohl in Schmutz verkommene Rest des Mittelalters — et haec olim meminisse juvabit. Darum hab' ich, von dem Moment an, wo das Urtheil dieser Gegend gesprochen war, meine Schritte mit Vorliebe derselben zugewandt, bin immer und immer wieder zu ihr zurückgekehrt, habe sie, wie ein unglücklich Liebender, bald in weitem Bogen umkreist, bald, um bei ihren argwöhnischen Bewohnern keinen Verdacht zu erregen, mich durch ihre Gäßlein geschlichen; habe sie in jedem Stadium ihrer unaufhaltsam vorschreitenden Veränderung, bis von Allem (einschließlich der gemüthlichen Kneipe in der Papenstraße) so gut wie nichts mehr da war, besucht und

will nun, was ich nach einer jeden solchen Wanderung mir aufzeichnete und aufschrieb, hier in gedrängtem Auszuge mittheilen. Der Berliner wird sich mit mir auf alles Das gern noch einmal besinnen; und wer kein Berliner ist, daraus vielleicht eine Vorstellung gewinnen von dieser merkwürdigen Phase des Berliner Lebens, in welcher das Heute vom Gestern durch einen so tiefen Abgrund getrennt wird, daß nur die Phantasie noch ausreicht, um eine Brücke hinüber zu schlagen. Scheint mir selber doch, indem ich in meiner Erinnerung um kaum zwei Jahre zurückgehe, als ob ich in eine ferne Vergangenheit wandern müßte!

Denn als ich am Abend des 7. Juli 1884 hier ging, da war in ihrer ganzen Länge die Burgstraße noch intact, da stand noch die alte Militäracademie, welche Friedrich d. Gr. begründet, und gegenüber die alte Schloßapotheke mit ihren gothischen Giebeln und alten Bäumen, und auch die Cavalier- oder Sechserbrücke war noch da, von Fußgängern belebt, die gerade keine Cavaliere waren, aber auch keine Sechser mehr zu zahlen brauchten. Die Heiligegeistgasse, die heute mit den stolzen Gebäuden der Berliner Kaufmannschaft und dem stolzeren Namen der St. Wolfgangs-Straße prunkt, prangte damals noch mit nichts, als ihrer angestammten Baufälligkeit, kaum angenagt von der beginnenden Zerstörung;

und das Joachimsthal'sche Gymnasium, an der Ecke der Heiligengeiststraße, wiewohl Lehrer und Schüler es längst verlassen und in seinen öden Klassenzimmern und Hörsälen sich allerlei Fabrikanten und Handwerksleute niedergelassen hatten, erinnerte doch mit seinem ehrwürdigen Grau noch immer an den Professor der Mathematik und schönen Künste, Sulzer, und die Nachbarschaft von Ramler und Lessing.

Ein halbes Jahr später. Ein grauer, trüber Januartag, jedoch eben die rechte Beleuchtung für dies verschwindende Stück Berlin. Schmelzender Schnee bedeckt den Boden; aber über den Dächern und an den Mauern liegt er noch in weißer Schicht und darüber der stahlgraue, winterliche Himmel. Es ist Mittags zwischen elf und zwölf, und eine enorme Bewegung, Alles dampfend von Nässe, der Wind frisch und zur Eile treibend. Auf dem schmalen Trottoir der Burgstraße drängt sich der Verkehr, aus den Kellern und von den Schiffen auf der Spree kommt ein Obstgeruch und Männer mit Netzen und Fischtonnen hantieren am Ufer. Ich kenne die Häuser, die zum Abbruch bestimmt sind; sie haben, obwohl noch bewohnt, ein desolates Aussehen, als ob sie wüßten, was ihnen bevorsteht. An einigen kleben rothe Zettel, welche die demnächstige Verlegung des Wohnsitzes oder Ladens anzeigen. Hier

ist das „Hôtel de Saxe“, ein Gasthof von der alten guten Sorte, der, wenn er stehen bliebe, bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern könnte. Doch weit über das Jahr 1789 zurück, in welchem sein damaliger Besitzer, Rettberg, ihn von der Heiligengeiststraße hierher verlegte und ihm den vornehmen Namen gab, geht die Geschichte dieses Gasthofs. Er hieß damals „zur weißen Taube“, und es waltete darin als Wirthin zu Lessing's Zeit Mad. Therbusch, von der ihm befreundeten Familie. Heute noch sieht man an dem Haus, Ecke der Heiligengeist- und Königstraße, das alte Wirthshauszeichen, zugleich ein Zeichen des heiligen Geistes, eine weiße Taube mit ausgebreiteten Flügeln, unter denen sich eine „Destillation“ vertrauensvoll niedergelassen hat, während die Reminiscenzen alter Gastlichkeit mit in das „Hôtel de Saxe“ hinübergewandert sind. Ein Wagen hält vor der flachgewölbten, halbdunkeln Einfahrt; ein Mann aus der Provinz mit einer rothen Nase, einem grünen Pelzrock und einem antediluvianischen Ding von einem Koffer sitzt darin. Offenbar ein alter Kunde; denn der herbeieilende Kellner empfängt ihn mit jener wohlwollenden Cordialität, die man Stammgästen erweist, und der Hausknecht macht sich an den Koffer, wie an einen guten Bekannten. Doch über Allem, dem Hôtel, dem Kellner und dem Hausknecht liegt ein sanfter Ausdruck von Melancholie;

nur der Mann mit dem grünen Pelz und der rothen Nase ist fröhlich, denn das ersehnte Ziel der Residenz ist erreicht; und daß er sich die Hände das nächste Mal an einem andern Ofen wärmen muß, das ist kein Grund für ihn, heute zu trauern oder zu frieren. Laßt es Euch darum noch einmal wohl sein im alten Nest; mit diesen Spelunken aus dem vorigen Jahrhundert ist doch nicht viel Staat mehr zu machen, und für elektrische Klingeln, Personenaufzug, Glashof und vergoldete Treppengeländer gibt dieser Mann aus der Provinz, oder ich müßte mich sehr irren, alle Erinnerungen an Madame Therbusch, Lessing und die weiße Taube leichten Herzens hin.

Die alte Kriegsacademie, Burgstraße Nr. 19, Friedrichs d. Gr. Werk, 1765, und von ihm oder unter ihm, wo Alles in Berlin französische Namen hatte, école militaire, Ritteracademie genannt, ist heute verschlossen und verstaubt, Fenster und Thüren wie mit Spinnweb überzogen und keine Spur menschlichen Lebens mehr darin. Auch das Hohenzollernschloß gegenüber zeigt an der Wasserseite die Merkmale des Alters, Risse, Sprünge und Schrammen an den Wänden und abbröckelnden Bewurf; auch dort ist es einsam in den hohen kalten Zimmern und weiten Sälen. Aber immer, wenn ich vorübergehe, erblicke ich dort oben an den Fenstern, an denen ich

sonst niemals einen Menschen gesehen, zwei Gespenster-augen, zwei dämonische Augen, brennend von unirdischem Feuer und einer Art verzehrender Schadenfreude; sie verfolgen mich, sie lassen mich nicht los, und allmälig erkenne ich auch ein Gesicht, ein verschrumpftes, das geistreichste und boshafteste, welches mir je vorgekommen, mit vielen Runzeln und einer stark gekrümmten Nase, wie ein Habichtschnabel, und einem spöttisch verzogenen Mund, um den die lieblichsten Teufeleien spielen — und jetzt wird ein ganzes Männchen daraus, mit merkwürdig dünnen Beinen, einer langen Perrücke, einer dicken Filzkappe darauf und einem dicken Friesrock an. Auf und ab und ab und auf wandert das Männchen in der einsamen, hohen, kalten Stube des Königsschlosses, wie eine Hyäne im Käfig, und setzt sich zuletzt an einen Tisch mit Marmorplatte, auf welchem ein Haufen Bücher und ein Blatt Papier liegt, und reibt sich die Hände mit einem Ausdruck infernalischen Vergnügens, denn ihn friert; und auf das Papier kritzelt er die Worte: „Ich schreibe Dir zur Seite eines Kachelofens, mit gesenktem Haupt und schwerem Herzen und schaue hinunter auf die Spree, weil die Spree in die Elbe mündet und die Elbe in die See und diese die Seine aufnimmt und unser Haus in Paris nah' bei der Seine steht, und ich sage: Warum bin ich in diesem Schloß, welches auf die Spree

hinunter schaut, und nicht an unserem eigenen Kamin? . . . . Wie ist mein Glück vergiftet, wie kurz ist das Leben! . . . ." Diejenige, an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist Madame Denis, und der sie schreibt — Voltaire! Voltaire, der sich allein glaubt, „Voltaire, gezeichnet von Pesne ohne sein Wissen durch ein Loch, welches in die Thüre seines Zimmers gemacht worden war auf Befehl Friedrichs d. Gr." So spielen diese beiden miteinander — Voltaire mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Orden pour le mérite doch nicht besser als ein Gefangener, voll Heimweh nach Paris, und durch das Loch in der Thür Friedrich's Hofmaler blickend — ein Tanz, wie von Irrlichtern ausgeführt, und doch eine wahre Begebenheit; eine wunderliche Komödie, wiewohl mit ernstem Hintergrund, aus welchem fest und unverwandt, wie zwei Sterne, die großen, schicksalsvollen Augen Friedrich's strahlen.

Sein Andenken haftet auch an dem grauen Gemäuer dieser Kriegsacademie, die bald nicht mehr sein wird. Ihr Friedrich war ein Anderer, als der drüben im Schlosse: der mit dem runzelvollen Gesicht und auf seinen Krückstock gebeugt. Der siebenjährige Krieg macht einen Abschnitt in Friedrich's Leben. Man besiegt nicht umsonst eine Welt. Der König fühlte sich alt mit einundfünfzig Jahren. Dem von ihm besonders geschätzten Encyklopädisten

d'Alembert, welcher ihn bald nach Abschluß des Friedens besucht und geäußert hatte, daß dieser Tag der schönste seines Lebens gewesen sein müsse, gab er zur Antwort: „der schönste Tag des Lebens ist der, an welchem man es verläßt". Seine Jugend und seine Götter waren mit Voltaire gegangen; er war jetzt einsam und sein Herz für Neues nicht länger empfänglich. Er berief den alternden Sulzer, den berühmtesten der deutschen Aesthetiker, der damals eben seine „Theorie der schönen Künste" schrieb, vom Joachimsthal'schen Gymnasium hierher, an sein neugestiftetes Institut. Er bewies ihm sogar einiges Wohlwollen, das nach dem Verhältniß seiner Schätzung von deutscher und französischer Literatur abgemessen war. Er gab ihm weder den Kammerherrntitel noch eine Wohnung im königlichen Schloß, wie einst Voltaire, sondern ein wüstes Stück Land in Moabit, auf welchem der Professor sich unter westfälischen Bauern ein Sommerhäuschen errichtete. Wohl möglich, daß Goethe's Wort über Sulzer: „einer unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß", sich darauf beziehen soll. Denn freilich war das Moabiterland nicht die beste der Welten und Sulzer kein Voltaire, bien s'en faut! „Gott bewahre uns vor der Theorie!" rief der dreiundzwanzigjährige Goethe in jener Recension der „Frankfurter Gelehrten An-

zeigen"*) aus, „und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister!" Dieser Meister war schon da, und er hieß Lessing; doch Friedrich wandte sich von ihm ab, zu Gottsched, zu Sulzer, und wenn es hoch kam, zu Gellert, von dem gewaltig aufstrebenden Neuen zu dem langsam absterbenden Alten, von den schöpferisch Genialen zu den Mediocritäten. Welche Freude hätte der König haben können, wenn er sich an Lessing's reifer Kraft, an Goethe's herrlicher Jugend noch einmal erfrischt! Doch dieser Quell der Verjüngung ist ihm versagt gewesen; er blieb der Einsiedler von Sanssouci, dieses Wort Chamfort's, des Epigonen der Encyklopädisten bestätigend, daß derjenige die Menschen niemals geliebt habe, der nicht mit vierzig Jahren ein Misanthrop sei. Und dennoch, wie hat sein Pflichtgefühl ihn immer wieder zu den Menschen hingeführt — sein großes Herz nur noch erfüllt von der landesväterlichen Sorge für sein Volk, und fast sein letztes Wort, daß es kein größeres Vergnügen für ihn gebe, als wenn er einem armen Manne ein Haus könne bauen lassen. Mit Rousseau, dem er ein Asyl vor Verfolgungen, mit Voltaire, dem er königliche Gastfreundschaft geboten und mit Friedrich d. Gr. stirbt das Jahrhundert, welches billig nach diesen Dreien genannt wird; das

*) V, 517.—1772.

Blut- und Flammenmeer, mit welchem es endet, konnte wohl eine Weile den scrupellosen Eroberer emportragen, aber die Macht ihrer Ideen war stärker. Napoleon ist todt und Rousseau, Voltaire, Friedrich leben. Er lebt, wie überall, so in dieser Kriegsschule, die wohl die schrecklichen Tage von Saalfeld, von Auerstädt und Jena sah, doch auch ein Werkzeug der Vergeltung wurde. Hier blitzte das kühne Genie Scharnhorst's auf, hier gab mit weisem Geiste Clausewitz der Kriegskunst Gesetze; und heute, wo fast hundert Jahre nach dem Tode seines Erbauers das Gebäude selber stürzen soll, laßt uns hoffen, nein, laßt uns die feste Ueberzeugung aussprechen, daß mit den Schülern auch die Traditionen aus diesem alten, schmucklosen Haus in das neue, glänzende, an der Ecke der Neuen Wilhelm- und Dorotheenstraße gezogen sind, um in der Stunde der Entscheidung, die nicht ausbleiben wird, mit dem Werke Friedrichs auch das Kaiser Wilhelms zu behaupten und zu vollenden.

Und wie ich nun, im Gehen, noch einmal umblicke nach dem Schlosse, da sehe ich nicht mehr die Gespenster des achtzehnten Jahrhunderts dort umgehen; sondern weiter drüben, hinter der Brücke, auf der Attika des historischen Hauses, Burgstraße Nummer Sieben, den ganzen Olymp in lauter kleinen, zierlichen Figuren von Stein — Apoll mit überge-

schlagenen Beinen, Merkur mit einem Beutel voll Geld, Minerva mit einem Federbusch und alle zusammen mit einer Miene von Jovialität, die seit einhundertundvierundachtzig Jahren durch Nichts getrübt worden ist. Denn so lange steht das Haus. Schlüter hat es 1701 gebaut, den würdigen, architektonischen Hintergrund zu dem berühmten Reiterstandbild auf der Brücke. Zuerst war es das Palais des Grafen Wartenberg, Ministers und General-Erbpostmeisters, und dann, durch das vorige Jahrhundert, das Hauptpostamt von Berlin. Jetzt dient es den profanen Zwecken eines Miethshauses; aber über den ionischen Pilastern thronen sie noch (in angemessenen Verkleinerungen) die großen Unsterblichen und zwischen ihnen ausgespannt, von der Börse her, an Stangen und Stänglein, hängt ein ganzes Saitenspiel von Telephon- und Telegraphendrähten — Trophäen der neuen Post, aufgepflanzt auf dem Dache der alten.

Alt freilich! Was ist alt in Berlin! — nicht viel mehr als hundert, und wenn es hoch kommt, nicht volle zweihundert Jahre; denn das Berlin, in dem wir uns hier bewegen, ist im Wesentlichen das Berlin Friedrichs d. Gr., das damals jung war und sich um den spärlichen Rest des vom Mittelalter übrig Gebliebenen herumbaute. Hier setzt die Zerstörungsarbeit an; bei der Heiligengeistgasse, die

zur Hälfte schon darniederliegt, beginnt sie und läßt sich weit verfolgen in das Innerste von Berlin. Man hat, wenn man jetzt hier herumgeht, das traurig-öde Gefühl, als ob Einem Alles erst werthlos gemacht und in seiner äußersten Häßlichkeit gezeigt werden, als ob man es durch alle Stufen und Grade seiner Auflösung begleiten solle, bevor es gänzlich aus unseren Blicken fortgeschafft. Heruntergekommen bis zur Unkenntlichkeit ist das weiland Joachimsthal'sche Gymnasium, halb abgebrochen, halb noch aufrecht, eine dunkle, schmutzige Masse, in einem unwürdigen Zustande des Verfalls, mit zerbrochenen Fenstern und weit offenstehenden Thüren, mit Miethszetteln und kleinen Schildern von allerlei Professionisten — ein Bild der Vergänglichkeit, die hier, auf künstlichem Wege gleichsam, in Monaten vollbringt, wozu sie, sich selber überlassen, Menschenalter gebrauchen würde. Wir kürzen die Fristen ab, in Krieg und Frieden; aber es wird uns darum Nichts geschenkt. Schon wächst aus diesem Chaos prachtvoll heraus der neue Börsenbau und dorten, an der Ecke der Spandauerstraße, steht es noch, älter als Alles, was einst jung und neu gewesen, und nun alt und hinfällig und zum Sterben bereit ist — das uralte Kirchlein zum heiligen Geist. Es stand schon, als noch Nichts hier war, außer einem Spital und einem Garten, und gab der Gegend den

Namen; und es steht noch immer, wo Alles, was inzwischen, in den vier oder fünf Jahrhunderten hier gewesen, durch die Börse verdrängt worden ist. Der heilige Geist und die Börse — merkwürdige Nachbarn!

Vor hundert und etlichen Jahren war dies ein gemüthliches Eckchen in Alt-Berlin und Spuren davon sind ja wohl noch vorhanden, wenn man in das stehengebliebene Stück der Heiligengeistgasse einbiegt. Hier, gleich vornan, wohnte Lessing und ihm gegenüber wohnte Ramler. Die Häuser von damals sind nicht mehr, aber die Stellen noch genau bekannt. Es war zur Zeit von Lessing's drittem Aufenthalt in Berlin, Mai 1758 bis November 1760. Es war der Lessing, der noch keines seiner drei dramatischen Meisterwerke geschrieben hatte; aber das eine, das erste derselben, die ewige Verherrlichung Friedrich's und des siebenjährigen Krieges, steckte doch ihm schon sozusagen im Blute. Von hier ging er ins Hauptquartier nach Breslau, und als er 1765 wiederkehrte, brachte er die „Minna von Barnhelm" fast fertig mit. Aber dieser vierte und letzte Aufenthalt Lessing's in Berlin war kein guter für ihn. Noch steht das Haus am Königsgraben, unweit des Alexanderplatzes und Sedan-Panorama's, in welchem Lessing seine „Minna" vollendet, und noch zeigt man in der Behrenstraße Nr. 55 das Haus (jetzt ein Wein- und Bierhaus),

auf dessen Hof in einem Hintergebäude sie neunzehnmal hinter einander unter dem Jubel der Berliner aufgeführt ward. Aber Berlin, Lessing's geistige und darum seine wahre Heimath, die Stadt, die von allen Städten er am meisten haßte und liebte, ohne die er nicht leben zu können glaubte — Berlin war nicht groß genug, um für einen Friedrich und einen Lessing Raum zu haben, wiewohl Beide doch Mitarbeiter waren an demselben Aufklärungswerke des achtzehnten Jahrhunderts und für uns in untrennbarer Gemeinschaft fortleben.

Die glücklichsten Jahre Lessing's in Berlin waren die beiden am Heiligengeistkirchhof. Hier, wie nirgends, sprudelte die Kraft des Dreißigjährigen in schönen Entwürfen, hob ihn das Bewußtsein einer großen Zeit und seines Berufes, sein Geist ein kühner Neuerer, brennend von Kampfbegierde, seine Feder ein scharfes Schwert. Hier aber auch umgab ihn die treueste Freundschaft; es fehlten die Frauen nicht, wenn er am Abend munter zu plaudern liebte, noch die guten Gesellen beim fröhlichen Glase. Hier „von Haus zu Haus“ (das Wort war damals noch nicht das „epidemische“) flatterte das rothe Band, zum Zeichen, daß man sich in die Baumannshöhle begeben wolle, d. h. den Maurer'schen Weinkeller in der Brüderstraße, den die lustige Gesellschaft nach dem Küper benannte. „Denn Sie müssen

wissen,“ schrieb Ramler an Gleim, „der Kieper heißt Baumann.“

Trefflicher Mann, wenn Du noch lebtest! Lessing dahin begleiten, ihn in seinem hölzernen Lehnstuhl dort unten sitzen sehen zu können! . . . Und ich habe ihn noch gesehen; nicht Lessing — leider, ich hätte gern in seinem Jahrhundert gelebt! — aber wohl den wackligen Sessel und den Keller. Er war, Brüderstraße Nr. 27, ganz noch in dem alten Zustande, wie zu Lessing's Zeiten, bis er im Jahre 1873 verschwand, um einem Anbau des von der Breitenstraße her sich immer mehr ausdehnenden Hertzog'schen Modewaarengeschäftes Platz zu machen. Dem Theater Lessing's ist ein Wein- und Bierhaus, seinem Keller ein Modewaarengeschäft gefolgt. Sic transit gloria mundi. Und doch glaube ich, daß Ersteres immer noch mehr in seinem Sinne gewesen wäre. — Oftmals bin ich in diesem Local gewesen, über dessen Eingang man jetzt die Namen „Maurer und Bracht“ las; zuletzt an einem Sommermittag des Jahres 1872. Eine wundersame Kühle, mit Weingerüchen vermischt, wehte mich aus dem Dunkel an. Man stand wie geblendet, wenn man aus dem hellen Sonnenlichte hierher unter die Erde kam; und mußte sich erst an die Dämmerung gewöhnen, bevor man sich zwischen den lagernden Fässern zurecht fand, auf deren vorderstem ein Bacchus thronte, der mir aus-

sah, als ob er Lessing schon gekannt. Denn — ach! — nur die Götter bleiben ewig jung. Auch Baumann, der „Kieper", war nicht mehr in der Baumannshöhle; dafür machte mir ein freundlicher junger Mann unseres Jahrhunderts die Honneurs und führte mich in den Raum nebenan, das Gastzimmer. Eine Gasflamme brannte und eine andere ward entzündet, obwohl es draußen, über der Erde, Mittag war — von der Petrikirche schlug es zwölf. Für uns im Keller hätte es ebenso gut Mitternacht sein können. Die Kreuzgewölbe der Decke waren niedrig; sie schienen sehr alt, vielleicht noch aus dem 15. Jahrhundert, wo hier, in dieser Straße, nach ihm Brüderstraße genannt, ein Mönchshaus der Dominikaner lag. Welch' eine Reihe von guten Jahrgängen tauchte bei diesem Gedanken auf und verband uns im Geist, über Lessing hinweg, der gegen eine solche Nachfolge gewiß nichts einzuwenden gehabt hätte, mit den Brüdern im weißen Gewande! Weit hinaus, von der Brüderstraße nach der Breitenstraße hin, dehnten sich noch immer wie Felsen die gemauerten Bögen, unter denen der Wein, gleichsam im Schutz und Schatten der Jahrhunderte ruhte. Und ein guter Wein war es, vornehmlich Rothwein, den man hier trank und von ehrwürdiger Einfachheit Alles in diesem Keller, der damals freilich schon von der Welt fast vergessen und nur von Wenigen

noch besucht wurde. Doch diese Wenigen waren brave Leute, die sich hier täglich, besonders zum Frühstück, zusammenfanden. Zu essen gab es hier unten Nichts, außer was man sich etwa an Brot, Wurst oder Käse zu einem kalten Imbiß vom „Materialisten“ holen ließ; da dieser Keller auch darin den alten Traditionen treu geblieben war, wie zu Lessing's, wie zu Nicolai's Zeiten, welch' letzterer ihn aufführt unter den „Weinhäusern, wo Weingäste gesetzt werden“, zum Unterschiede von den „Wirthshäusern, wo ein öffentlicher Tisch gehalten wird“. Indessen waren diese Herren wohl damit zufrieden. Sie saßen mit ihren Achteln oder Vierteln in der Ecke rechts um einen runden Tisch herum, erzählten einander wunderbare Dinge von Freunden und Bekannten, Jagd- und andere Geschichten, während über ihnen, auf einem Halbbogen der Mauer die Worte standen: „Ob es wohl wahr ist?“ Dann besprachen sie die Marktpreise, klagten, daß der Weinhäuser in Berlin immer mehr und der Weinkeller immer weniger würden, berechneten, was ein ökonomischer Mann des Jahres ungefähr für Wein ausgeben dürfe, lachten, scherzten und waren Alles zusammen eine so vergnügte Gesellschaft, daß Lessing selbst sich ihrer nicht geschämt haben würde. Zwischen ihnen und mir, in einem Winkel, befand sich der Stuhl Lessing's, ungepolstert, ganz von Holz, mit

Armlehnen, von altväterischer Form. Er war baufällig geworden in der langen Zeit von mehr als einem Jahrhundert und ich vermuthete, daß er ursprünglich seine vier gesunden Beine gehabt, obwohl er nunmehr auf dem einen nicht mehr fest stand. Doch er ward in hohen Ehren gehalten und an der Rücklehne las man den Namen „Lessing". Eine Tradition hatte sich in diesem Keller erhalten, daß er den Platz an der Treppe vorgezogen und dort regelmäßig am Eingang gesessen, wie wenn er die frische Luft nicht habe missen wollen. Auch damals noch sah ich einen kleinen Tisch an der bezeichneten Stelle. Sonst war von Lessing-Reliquien nur noch ein lithographisches Porträt vorhanden, von keinem besonderen Werthe zwar, aber doch mit der hohen, hellen Stirn und den schönen Augen des Dichters — wie mir aus der Erinnerung scheinen will (denn damals kannte ich es noch nicht), nach dem Graffschen Lessingbilde, das jetzt im Besitze seines Großneffen, des Landgerichtsdirectors Lessing in Berlin ist. Unter der Lithographie stand: „Schleuen sc." Schleuen war ein bekannter Kupferstecher, bei welchem, Königsgraben Nr. 10, Lessing zur Miethe wohnte, als er seine „Minna" schrieb.

Der Keller ist seit dreizehn oder vierzehn Jahren verschwunden; aber die Weinhandlung, die ihren Ursprung bis in das Jahr 1742 zurückverfolgen kann,

ist noch da und der Stuhl mit dem erlauchten Namen Lessing's ebenfalls, und wer ihn sehen will, braucht nur um die Ecke zu biegen, in die Scharrnstraße, auch eine von diesen guten, alten, behäbigen Straßen, dem ehemals Köllnischen Rathhause gegenüber. Hier wird man ihn in eine Weinstube führen, wo der Wein noch ebenso gut und die Dunkelheit fast ebenso groß ist, wie beide vormals in dem Keller waren. Auch die Gesellschaft ist noch ebenso vergnügt und genau so — wahrheitsliebend. Nur das frühere Placat ist nicht mehr da, sondern durch das zeitgemäßere: „Mensch, ärgere Dich nicht!“ ersetzt worden.

Die Leser werden mir diese Abschweifung in den Lessing-Keller zu gute halten; der Weg von hier zur Heiligengeistgasse zurück ist nur kurz — Lessing, der kein Freund von weiten Spaziergängen war, würde ihn sonst nicht so oft gemacht haben.

Und hier sind wir wieder, am nämlichen Januartage, mitten in der modernsten Gegenwart, wie sie sich eben nur in diesem Theile Berlins darstellt, gradaus und zu beiden Seiten stürzen die Häuser, und man blickt in die aufgerissenen hinein, in Reste von Wohnstuben und Schlafkammern. Wo sich einst, als Fortsetzung der Linden und hinter einem Brückenbau von monumentaler Pracht, die Kaiser-Wilhelmstraße in glänzender Breite öffnen wird, da bildet

heute noch ein dunkles Gäßchen, die Kleine Burgstraße, dem hölzernen Brückchen gegenüber, zwischen Kriegsacademie und Hôtel de Saxe, den Durchgang nach der Heiligengeiststraße. Einzelne Häuser sind auch hier schon gefallen, aber der zeitgeschwärzte Bogen, durch welchen man einst in das Stadthaus der Aebte von Lehnin ging, steht noch und hoch darüber ragt der Thurm der Marienkirche. Der ist mein Wegweiser in diesem Schutt und Geröll, welche den Weg und die Richtung der projectirten Straße bezeichnen; durch Brauhausgasse und Papenstraße komm' ich auf den Neuen Markt, und hier endlich ist Alles noch so, wie ich es vor Jahren sah: das freundlich-saubere, das trauliche Häuserviereck, in welches die beiden Thürme hereinschauen, der altersgraue der Kirche, der jugendlich rothe des Rathhauses; und es ist noch dasselbe Leben ringsum, in der Spandauer- und Bischofstraße, wo jedes Haus ein Handelshaus ist, das Leben der City, mit Kisten und Ballen und Collis und Fässern, das Rollen der Wagen von der Königstraße her, die Stimmen der Arbeit, die ich liebe. Aus diesem Geschäftsverkehr treten wir, auf dem Neuen Markt, an einen Ort fast beschaulicher Stille, auf einen Schauplatz kleinbürgerlichen Lebens aus alter Zeit, und die Thurmuhr auch, wenn sie die Stunden schlägt, grüßt uns mit jenem tiefen, sonoren, aber langsamen und

zögernden Klange der entfernten Jahrhunderte, wo die Zeit selber noch nicht so rasch vorüberging mit sausender Eile. So, denk' ich mir, wird der Platz auch bleiben, und er wird diesen Eindruck noch mehr machen, wenn erst die alte Kirche, jetzt noch in einem Gewirr baufälliger Häuser versteckt, in ihrer alterthümlichen Gestalt ganz zum Vorschein kommt.

Jenseits des Neuen Marktes aber, wo die Klosterstraße vorüberführt und auf die Neue Friedrichstraße stößt, ist Alles wieder Zerstörung und Vernichtung; über endlosen Bretterverschlägen ragt hier und da noch ein Straßenrest hervor, ein einzelnes Haus, ohne Zusammenhang mit irgend einem anderen, eine Häuserreihe, ohne irgend Etwas gegenüber. Wir blicken über ein weites Trümmerfeld und haben Mühe, mit diesen Ueberbleibseln der Königsmauer, der Kalandsgasse und des Kleinen Jüdenhofes rings umher, uns ein Bild von Dem zu machen, was wir hier noch vor wenigen Wochen gesehen haben, geschweige denn von Dem, was hier vor Jahren und Jahrhunderten gewesen. Eine wohl berufene Stätte war es niemals. Die Kalandsbrüder, fratres calendarum, eine geistliche Gilde, nach den Kalenden, dem ersten jeden Monats genannt, an welchem ihre Versammlungen stattfanden, hatten hier ihr Haus, am Eingang jener Gasse, den Kalandshof. Sie hießen mit ihrem vollen Namen

„die Bruderschaft der elenden Priester der Probstei zu Berlin", confraternitas exulum sacerdotum praepositurae Berolinensis, und ihre Aufgabe lag unter den Kranken und Obdachlosen, in den Pesthäusern, an den Sterbelagern und auf den Kirchhöfen.

Sie haben ihre guten Werke der Barmherzigkeit gethan, in jenen finsteren Zeiten, wo Krankheit ein Grund war, die Menschen zu verlassen, nicht sich ihnen liebend zu nahen; und sie verbreiteten einen Geruch von Leichen und Verwesung um sich her, welcher wohl zuerst der Grund gewesen sein mag, weswegen sie ihre Behausung so weit weg am äußersten Rande der Stadt hatten und »exules« hießen, Verbannte. Denn hier war Berlin zu Ende, hier war die Mauer und dort drüben, — wo jetzt die Neue Friedrichstraße durch ihre halbbogenförmige Gestalt noch die ehemalige Richtung andeutet — waren die Außenwerke, Wall und Graben. Als jedoch der Orden reich ward und der Reiz des Geheimnisses, mit dem er sich umgeben, auch Laien anzog, da wurde der Kalandshof, durch seine einsame Lage noch besonders begünstigt, hier wie anderwärts, eine Stätte wüster Orgien, der Name selbst ein Beiwort und „kalandern" sagte beim Ausgange des Mittelalters so viel als „schwelgen", mit jeder üblen Nebenbedeutung dieses Ausdrucks. Nach der Refor-

mation, unter Kurfürst Joachim II. (1535—1571), erfolgte die Auflösung der Bruderschaft; der Kalandshof, von der Stadt angekauft, ward das erste städtische Gefängniß und blieb es, bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Verlegung nach dem Molkenmarkt, in das gegenwärtige Polizeipräsidium, stattfand. Früher befanden die Gefängnisse Berlins sich in den Thürmen der Stadtthore, so daß diese Gegend wirklich die der Ausgestoßenen, Exulirten, war; und hier in der Nachbarschaft der Gefangenen und der Elendsgilde, nur durch ein Stück Stadtmauer von deren Hofe getrennt, wohnten die Juden in einem andern, dem Kleinen Jüdenhofe, der auch nicht viel besser war als ein Gefängniß. Denn er wurde des Nachts mit eisernen Thoren verschlossen und durch die Stadtdiener bewacht.

Wann die ersten Juden nach Berlin gekommen, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht genau festgestellt worden. Doch müssen sie schon sehr früh hier gewesen sein, fast seit Beginn unsrer Stadt und noch vor den Grauen Brüdern der Klosterstraße. Juden waren in der Mark am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und in Berlin sicher am Anfang des vierzehnten; denn um die Mitte desselben hören wir schon von einer Judenverpfändung, einer Judenverfolgung und einer Judenvertreibung — die drei einzigen Dinge, wozu sie gut schienen, diese dreimal

Armen, die so zäh an ihrem Gott, ihrem Reichthum und ihrem Hause hingen, und — verlassen, beraubt und verjagt — dennoch immer wiederkamen ....

Berlin hatte zwei Judenhöfe, den kleinen, an der Stadtmauer, und den großen, an der Jüdenstraße, weiter oben; und dieser, der Große Jüdenhof, war der erste Wohnsitz der Juden in Berlin. Die Namen selber klingen mittelalterlich und geben uns, mitten in der veränderten Umgebung, eine Art historischen Gefühls, wenn wir diesen Boden betreten. Hoch empor ragt hier die rothe Backsteinmasse des Rathhauses; und nicht weit davon, auf dem Molkenmarkt, vor einem stattlichen Bürgerhause, massiv, mit steinernen Reliefs und dem Wahrzeichen einer eisernen Rippe, stand einst der Roland von Berlin, da wo jetzt eine Anschlagssäule mit ihren bunten Zetteln und Plakaten steht. Modernisirt ist in den Hauptstraßen das Meiste; es sind die kleinen, von den Anforderungen der neuen Zeit und der Speculation noch nicht erreichten Seitengassen, in die man gehen muß, wenn man noch Etwas vom alten Berlin sehen will. Sie sind so schmal, daß nicht zwei Wagen in ihnen neben einander fahren oder sich ausweichen können, weswegen man regelmäßig an ihren beiden Enden Schilder wahrnimmt, mit der Inschrift „Schritt!“ auf dem einen und „Einfahrt verboten!“ auf dem andern. Es ist diesen

Gäßchen eine gewisse Dämmerung und fremdartiges Wesen eigen, das außerhalb unserer Zeit zu liegen scheint. Das Stück der Parochialstraße, hinter dem Rathhause, nach der Jüdenstraße hin, die alte Reezengasse, die noch in den vierziger Jahren so hieß, hat etwas ganz Hans-Sachsisches. Hier wohnen die Schuster, Haus bei Haus, in jedem Erdgeschoß ist ein Schusterladen, und hier arbeiten sie bei offnen Thüren und selbst am hellen Tage bei Gaslicht. Man blickt in ihre Werkstatt hinein wie in ein niederländisches Helldunkel, und die Stiefeln, von den Flammen bestrahlt, und Schaft an Schaft, hängen, ihre Sohlen zeigend, von der Decke herab. Ich glaube wohl nicht, daß diese Schuster der Parochialstraße noch etwas Andres machen, außer ihren Stiefeln und Pantinen, daß sie Poeten sind, wie ihr Nürnberger Zunftverwandter; aber gemüthliche Männer sind sie trotzdem. Ich habe mich manchmal ergötzt, einen von ihnen, einen dicken, mit der breiten leinenen Schürze vor, behäbig in der Ecke seine Cigarre rauchen zu sehen, während irgend ein junger Mensch auf dem Schusterschemelchen im Schweiße seines Angesichts sich abmühte, ein paar neue Stiefeln anzuziehen. Der Verfertiger derselben blickte mit einem Ausdruck zu, als ob er sagen wollte: „die Stiefeln hab' ich gemacht; nun sieh, wie Du hineinkommst.“ Ein solches Gäßlein ist auch die Sieber-

straße, die von der Jüdenstraße nach der Klosterstraße führt: die Häuser verräuchert, wie aus vorigen Jahrhunderten, viele nur einstöckig, die meisten niedrig, und alle so nahe bei einander, daß die Bewohner über die Gasse sich die Hände schütteln könnten, wenn sie wollten — miserables Pflaster, Trottoir nur in Fragmenten vorhanden; und doch öffnet sich, wenn man heraustritt, einer der schönsten Anblicke, die man haben kann — auf die Kirchen der Klosterstraße, auf das altersgraue Lagerhaus, auf den ersten Sitz der Markgrafen von Brandenburg in dieser Stadt, auf das „Berlinische Gymnasium" oder Gymnasium zum Grauen Kloster, in dessen Hof, umgeben von Kreuzgängen und überragt von der alten Klosterkirche, wirklich noch Klosterluft weht. Etwas Ruhiges und Beruhigendes ist der Klosterstraße, in diesem ihren oberen Theile, zwischen den Baudenkmalen eigen, welche weit zurück, bis in Berlins erste Tage reichen; etwas still Gehaltenes, Ernstes, wie vom Wandel gottesfürchtiger und gelehrter Mönche, während hell und melodisch alle Viertelstunde von oben herab ein protestantischer Choral klingt, das schöne holländische Glockenspiel der Parochialkirche, welches ihr König Friedrich I. geschenkt hat.

Keiner solchen Glorie, weder mönchischen noch weltlichen, vermag sich die Jüdenstraße mehr zu rühmen, wiewohl sie noch älter ist als selbst die

Klosterstraße. Von der Stralauerstraße abzweigend, und zwischen Rathhaus und Landgericht in die Königstraße mündend, ist sie heut eine breite, freundliche Straße mit allerlei Geschäftshäusern, unter denen nur noch hier und dort eines von mehr prägnanter Bauart hervortritt. Aber ihr Name selbst, und mehr noch dessen mundartliche Form, die sich unverändert erhalten hat, weist in eine ferne Vergangenheit. Hier in einem Hofe, der noch immer der Große Jüdenhof heißt, war das erste Ghetto der Berliner Juden. Die Construction des Raumes ist offenbar noch genau dieselbe wie vor fünf Jahrhunderten und ruft deutlich die trüben, alten Erinnerungen zurück. Zwischen den beiden Häusern, Nr. 46 und 47, durch welche man in den Hof tritt, sieht man noch die Oeffnung des Thores, welches denselben einst abgesperrt; man glaubt, dicht zusammengedrängt, noch die Judenhäuser und die Synagoge zu sehen, die hier stand, und einen Gesang zu vernehmen, weither, klagend und jubelnd zugleich:

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!" *)

Aber sie sind gefallen, die Zelte Jakob's, und kein übrig gebliebener Balken oder Stein mehr gibt

*) Heine, Prinzessin Sabbath.

Kunde von der alten Herrlichkeit und den alten Leiden. Handwerker und kleine Beamte wohnen jetzt in diesem Hof, und wo der Schrein stand

— der die Thora
Aufbewahret und verhängt ist
Mit der kostbar seid'nen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —*)

da stehn jetzt die Kremser und Equipagen eines hier residierenden Fuhrherrn — und man weiß, die Berliner Fuhrherrn sind substantielle Leute! Den Hintergrund schließt die französische Kirche, deren Eingang in der Klosterstraße seit dem vorigen Jahr, dem zweihundertsten Gedenktag des Refugiums, eine Broncetafel schmückt, den Empfang der Flüchtlinge durch den Großen Kurfürsten darstellend; und vor der sauberen Küsterwohnung im Großen Jüdenhof steht eine alte Akazie, welche zur Zeit ihrer Blüthe den Hof mit lieblichem Duft erfüllt und ihm zu jeder Zeit ein trauliches Ansehen gibt — vielleicht von den Händen frommer Emigranten an dieser Stätte gepflanzt, von welcher Glaubenshaß einst Unschuldige vertrieb, und wo nun sie selber, der alten Heimath beraubt, eine neue, bessere wiederfanden.

Als die Juden aus ihrem ersten Exil nach Berlin zurückkehrten, da fanden sie ihre Synagoge zer-

*) Heine, Prinzessin Sabbath.

stört und ihre Häuser nicht wieder. Markgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Römer, der sie zuerst „versetzt“ und dann vertrieben, hatte während ihrer Abwesenheit den Großen Jüdenhof dem Propste Mörner geschenkt, und die Juden waren froh, noch weiter hinaus, an der Stadtmauer, im Kleinen Jüdenhof unterzukommen. Aber wenn es ihnen im großen Jüdenhof schlimm ergangen, so erging es ihnen schlimmer im kleinen. Mit der Ankunft der Hohenzollern schien zwar, wie Alles in der Mark, auch ihr Loos sich bessern zu sollen; nicht weil diese schwäbisch-fränkischen Herren etwa größere Judenfreunde gewesen wären als die Märker — wie sollten sie auch? Aber sie waren bessere Rechner. Denn hier wie anderwärts bildeten die Juden das ganze Mittelalter hindurch ein Finanzobject, und nur als solches wurden sie geschätzt und geschützt. Sie waren in jener geldarmen Zeit für Diejenigen, denen sie Leibzölle entrichten mußten, von nicht unbeträchtlichem Werthe: die Reichen hatten bis zu fünfzig Gulden und auch die Armen nicht unter fünf zu zahlen. Der Judenschutz war ein Regal, aber in den Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit den meisten übrigen Rechten der Landeshoheit von der Stadt Berlin erworben und besessen worden; bis die Hohenzollern kamen und es ihr, mit allem Andren, wieder nahmen. Anderthalb Jahrhunderte

lang aus einer Hand in die andre gegangen, aus der des Kaisers in die der Markgrafen, und aus der der Markgrafen in die der Stadt (alle drei nicht besonders stark in der Nationalökonomie), waren die Juden nun zuerst in feste Hände, die der Hohenzollern gekommen, die sie auch nicht wieder los ließen. Denn man weiß, was die Hohenzollern einmal haben, das geben sie nicht wieder her, weder Juden noch sonst Etwas. Und für die Juden war es insofern ein Gewinn; sie hatten hundertundfünfzig Jahre Ruhe. Wie über jede andre Quelle von Einkünften in diesem ihrem verarmten Lande, dem sie erst wieder Wohlstand schenken sollten, gaben die Kurfürsten scharf Acht auf ihre Juden, daß denselben kein Leides geschah, weder an ihrem Säckel noch an ihrem Leibe, ließen sie handeln, wandeln und gedeihen und waren ihre wohlgeneigten Freunde, vorausgesetzt, daß sie mit ihrem Beutelchen voll Silber und Gold an den Zinstagen pünktlich zur Stelle waren.

Aber ein böser Tag kam, wo man nicht nur ihr Silber und Gold, sondern auch ihr Leben wollte; ein Tag, wo selbst ein Hohenzoller die Juden nicht länger vor den trüben Wahnvorstellungen eines aufgeregten Volkes zu schützen vermochte; wo die Beschuldigungen und Anklagen auf Hostienraub, Marter und Mord von Christenkindern so laut und

stürmisch und in der That durch eine Kette begleitender Umstände (versteht sich in Folge des Inquisitionsverfahrens mit Folter und Territion) so glaubhaft wurden, daß das Verhängniß nicht mehr abzuwenden war. Unter Joachim I. geschah's im Jahre 1510, daß man von einundfünfzig verdächtigten Juden aus Berlin und der Mark achtunddreißig zum Feuertode verurtheilte — „sol man sy zu pulfer verbornen", wie es in den Acten heißt. Von dreien, die zum Christenthum übertraten, wurden zweie zum Tode durch das Schwert begnadigt und demgemäß „des Sonabends nechst" hingerichtet; ein Dritter aber, wegen seiner Kenntnisse in der Augenheilkunde, dem Grauen Kloster überwiesen! Von den zehn im Urtheil nicht Erwähnten muß man annehmen, daß sie die peinliche Befragung nicht überlebten, daß sie vor oder nach der Festnahme Mittel zur Flucht fanden oder — dem Scharfrichter durch Selbstmord zuvorkamen*).

Der Rest ward auf dem Neuen Markte verbrannt. In ihrer Judentracht, mit den gelben und weißen spitzen Hüten, den sog. Judenhüten bekleidet, wurden sie mit eisernen Halsbändern an die Roste des Scheiterhaufens geschmiedet, der sich in der Form

---

*) Holtze, Das Strafverfahren gegen die märkischen Juden, S. 32, 37. Berlin, 1884.

eines Tabernakels erhob; und hier, von ihrem Rabbiner, der mit ihnen starb, zur Standhaftigkeit ermahnt, hörte man sie Synagogenlieder singen, bis die Flammen aus dem Holz, Reisig und Pech um sie zusammenschlugen, bis ihre Stimmen schwächer wurden und allmälig verstummten und Alles in glühende Asche zusammensank . . .

Aber immer noch, indem ich auf derselben Stelle stehe, und hier, von der Ecke der Papenstraße hinüberschaue nach den Ruinen des Kleinen Jüdenhofs, mein' ich die Stimme der Sterbenden und ein leises Wimmern zu vernehmen aus jenen Steinhaufen —

Die uns ansehn, schmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, sie weinten*).

Bis zuletzt hat der Kleine Jüdenhof etwas Trauriges und Finstres gehabt, und er hat es noch, heut, in seinem Verschwinden, wo er mitten durchgerissen vor mir liegt, und man hineinsehen kann, als ob es wirklich ein Hof wäre, von unglaublich elenden Häusern umgeben, kleinen Häusern, mit hölzernen, halbverfaulten Treppen davor. Lange mag es sein, daß hier ein Jude nicht mehr gewohnt hat; von 1571 bis 1671 waren überhaupt keine Juden in Berlin, und als der Große Kurfürst die ersten wieder zuließ, fünfzig aus Wien vertriebene Fami-

---

*) Heine, Jehuda ben Halevy.

lien, da wird wohl keine derselben sich im Jüdenhof angesiedelt haben. Sie waren vermögende, hochgebildete Leute, diese Wiener, und der Große Kurfürst nicht der Mann, sie in ein Ghetto zu sperren. Sie ließen sich in den benachbarten Straßen nieder, in dem, was jetzt das Judenviertel von Berlin ward und diesen Charakter bis auf den heutigen Tag in mannigfachen Zügen noch verräth. Der Kleine Jüdenhof gegenüber aber blieb ein Schlupfwinkel der ärmsten und niedersten Klasse der Bevölkerung; und nun, wo sein Inneres uns enthüllt ist, zu denken, daß hier Menschen gehaust haben! Ja, noch immer sind einige dieser Höhlen von ihren Bewohnern nicht verlassen, und ich muß mir wirklich ein Herz fassen, das Pflaster emporzusteigen, so schräg und spitz, daß es eine Pein ist, darauf zu gehen. Die Luft selbst hat etwas Feuchtes und Dumpfes. Eine dicke Schicht von Nässe bedeckt die Mauern der Häuser und die Steine des abschüssigen Fußwegs — denn einen Fahrweg gibt es hier nicht. Das ganze Terrain ist hügelig. Man glitscht aus bei jedem Schritte, den man vorwärts setzt. Ich preise mein Geschick, daß die Mehrzahl der Bewohner schon ausgewandert ist und die Letzten des Kleinen Jüdenhofes offenbar den rechten Humor nicht mehr haben. Gleichgültig lassen sie den Fremdling vorüberziehen, so gut er es vermag. Sie kommen sich jetzt schon vor wie ex-

patriirt; hier und da wohl noch erscheint ein Kopf an den zerschlagenen Fenstern, aber er zieht sich bald wieder zurück, und wo die bereits zahlreich klaffenden Lücken den Einblick verstatten, gewahrt man auch an den Wänden denselben zähen Niederschlag von Ruß und Qalm. Düster, drückend, ein Alp, ein böser Traum, aus dem man zu erwachen meint, wie beim Scheine des neuen Tages, wenn man nun endlich aus dem, was einst der Kleine Jüdenhof war, heraustritt und, im Anhauch einer reineren Luft, über ein mit Sparren und Balken und Steinen und rauchendem Kalk bedecktes Erdreich, in kühnem Bogen den Horizont umzirkelnd, sie erblickt, die erste Bahnbrecherin in dieser Gegend, die Stadtbahn, und aus einer Welt von Trümmern mächtig emporragend die der Vollendung nahende Central-Markthalle, das erste Merkmal der imposanten Kaiser-Wilhelm-Straße.

Frühling und Sommer sind vergangen, und es ist Herbst geworden in Berlin. Wie lieb' ich ihn, wenn er mit seinen klaren blauen Tagen und seinem sanften Sonnenscheine naht; wenn der wilde Wein vor meinem Fenster sich purpurn färbt und die Laubmasse des Thiergartens in bunter Pracht zu schillern beginnt — wenn man auch in dieser großen Stadt den Abschiedsblick der Natur empfindet, der so schön

und so wehmüthig ist, und manchmal schon von Norden her am Nachmittag hoch über unsern Häuptern eine Schar Wandervögel, unsre Sommergäste, dahin ziehen sieht und, ihnen mit dem Auge folgend, Träume träumt, die auf keine Erfüllung mehr zu rechnen haben. Und an einem solchen Nachmittage bin ich gern einsam und suche die Gegenden unsrer Stadt auf, in denen ich meinen Gedanken nachhängen kann. Im Gewühl ihrer Straßen verläßt mich dieses stille Herbstgefühl nicht, wenn, langsam und unbemerkt, ein welkes Blatt vor mir auf das Steinpflaster niedertaumelt und ein Streifen Abendlicht die Fronten der hohen Häuser vergoldet, bis wo sie sich im aufsteigenden Dufte der Dämmerung verlieren. Mir übertönt er nicht, dieser Lärm, das Rollen der Wagen und der hastige Schritt der Menschen, die feierliche Stimme, die vom Werden und Vergehen spricht; ich höre sie überall, hier, in der nimmer rastenden Stadt, wie ich sie einst draußen gehört habe, auf der Haide, wo das große Schweigen nur unterbrochen und begleitet wird von dem Murmeln der Quelle, dem Rauschen des Windes und dem Abendliede der Lerche. Mich stört das Werk von Menschenhand nicht: nur um so nachdrücklicher predigt es mir die große Lehre; mich verletzt nicht Eitelkeit und mich reizt nicht der Triumph eines Tages. Ich habe mein Loos mit der Allgemeinheit

geworfen und mir nur das Recht vorbehalten, zuweilen nachdenklich stehen zu bleiben — mir ist in dieser gewaltigen Stadt mit ihren Hundert- und abermal Hunderttausenden so wohl, wie in der Heimath. Was ich dort, vom Berge herab im Anschauen der Abendlandschaft erfahren, das wiederholt sich hier für mich noch täglich. Daß der Einzelne nur im beseligenden Gefühle des Ganzen Erfüllung findet; und daß es dort die gebundene Natur, hier die rege Fülle des menschlichen Lebens ist, macht dies Gefühl nur stärker, nicht anders. Es ist kein Traum mehr, es ist die Wirklichkeit ergreifender oder erhebender Schicksale, eine lange Kette von Wandlungen, Untergängen und Neubildungen, und indem ich ihnen weit hinaus in die Jahrhunderte folge, von dem beschränkten Platz, an dem ich stehe, werd' ich ein Theil der Geschichte selber, verkehre mit den Personen und den Dingen, die vor mir gewesen, und kehre bereichert zu denen zurück, die mit mir sind.

Unter solchen Betrachtungen hab' ich heute meinen Weg nach dem Schloßplatz und Lustgarten zurückgelegt, der unter der Herbstabendbeleuchtung doppelt reizvoll erschien, Alles wie von einem rosigen Schimmer umsponnen. Da stand auch sie noch, die altersgraue Schloßapotheke, aber von ihren Bewohnern schon verlassen und nichts von der gewohnten

Thätigkeit mehr darin zu sehen. Verödet hob sie sich hinter dem weißen Bretterzaun, der sie — wie wenn er unsrem Blicke das melancholische Werk der Vernichtung entziehen wolle — rings umgibt. Die alten Bäume, welche den anheimelnden Bau, die fromme Stiftung Katharina's, so lange beschattet, rauschten noch, das Laub vom frühen Herbste schon etwas vergilbt; und hier an einem Bäumchen, einem Ebereschenbäumchen, glühten die rothen Beeren. Mehrere Fenster waren aufgebrochen, andre verhängt und über das ganze Gebäude zog sich jenes Grau von Baustaub, welches so traurig stimmt, wenn ein ehrwürdiger, liebgewordener Anblick darunter verschwinden soll. Hinter der Apotheke, nach dem Wasser zu, waren die Nebengebäude niedergelegt, so daß ich den Hauptbau in seiner ganzen Gestalt, mit Erkern und Giebeln und steinernem Zierrath noch einmal sehen konnte — wer weiß, zum letzten Mal; und um Grün und Bauschutt und Trümmerhaufen spielte das Licht der Abendsonne. Noch einmal ging ich über die Sechserbrücke, die nun auch bald nicht mehr sein wird, und gedachte der schönen Mondscheinabende, in denen ich dieses Stück Gothik in Berlin gern gesehen, wenn das freundliche Licht aus den hohen Gewölben so magisch eigenthümlich in die Schatten unter den Bäumen fiel — und als ich vorwärts blickte, nach der Burgstraße hin, da war keine

Kriegsacademie mehr, keine kleine Burgstraße mehr, kein Durchgangsbogen mehr, keine Heiligengeistgasse mehr — nur noch Ruinen und Brettergerüste und Baukarren, die sich hin- und herbewegten, und Maurer, die mit Spitzaxt und Brecheisen arbeiteten.

Zwölf Wochen nachher, ein Tag, spät im November, 1885; kalter Nebel in der Luft, Reif in den Bäumen, die sich weißlich gegen das dunklere Gemäuer des Schlosses abheben. Gleich vorn an der Burgstraße, nach der Königstraße hin, eine Holztafel mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Für Wagen gesperrt" — keine Cavalierbrücke mehr, keine Schloßapotheke mehr, nur noch ein Mauerrest, wo sie gestanden. Auch kein Joachimsthal'sches Gymnasium mehr; wo ehemals die alten Straßen und Häuser waren, wandelt man streckenweit zwischen Bauzäunen, hinter denen die Grundmauern neuer Gebäude, den Anfangspunkt der Kaiser-Wilhelmstraße bezeichnend, emporwachsen. An der Stelle des Joachimsthal'schen Gymnasiums erhebt sich in stattlicher Höhe, fast schon vollendet, die neue Waarenbörse — Handel und Wandel überall, die Waarenbörse wo Sulzer, die Fondsbörse wo Ramler war; und dies Gäßchen, in welches Lessing ehemals von seinem Fenster aus hineingeblickt, jetzt zwischen beiden Börsen und mit dem Namen „St. Wolfgangs-

Straße" geschmückt, welchen ich heute zum erstenmal auf dem blauen Schild an der Ecke sehe. Verschwunden ist das ganze Straßenquarré, welches einst von der Kleinen Burg- bis zur Heiligengeistgasse reichte; jedoch auch das, was hier herum, in der alten Gegend noch steht, erscheint so bedroht, auf Schritt und Tritt sieht man sich so von Häuserruinen und Brettergeländen umschränkt, daß man sich ordentlich freut, wenn man noch einem der gewohnten Anblicke begegnet — wer weiß, ob nicht auch ihm zum letztenmal? So das Haus Nr. 68 in der Spandauerstraße — das Haus der Mendelssohn. Da steht es noch, wie es gestanden hat vor hundert Jahren; der Baum freilich, unter welchem, vor der Thüre, der gute Mann oftmals sinnend und sorgend in seinen letzten Jahren gesessen, ist nicht mehr da. Doch das Haus mit seinen vier Fenstern Front, seinen zwei bescheidenen Stockwerken und dem Dachkämmerchen darüber, der Schauplatz eines äußerlich stillen, aber an inneren Kämpfen reichen und trotzdem glücklichen Lebens, ist noch unverändert. Dieses Haus, heute gleichfalls am Rande des Abgrundes, der es wahrscheinlich verschlingen wird, nur noch zwei Häuser von dem Straßendurchbruch entfernt, sieht heute wohl, mit seinen braunen, stark verwitterten Wänden, ein wenig heruntergekommen aus gegen das, was es in meiner eigenen Erinnerung noch

war; im Erdgeschoß ist ein Barbierladen, die Hausthür steht offen, der Flur ist ausgetreten und die Gedenktafel über der Thür: „Hier lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn ꝛc.," fast unleserlich geworden. Aber zu seiner Zeit muß es ein freundliches Haus gewesen sein, durchleuchtet von der Sonne des Familienglücks, der Nächstenliebe, der Gastlichkeit; ausgezeichnet durch den Besuch vieler erlauchten Geister und für immer geweiht durch die Gegenwart eines großen und edlen Menschen. Dieses Haus sah die jungen Humboldt's zu den Füßen Mendelssohn's. Sein vornehmster Schmuck aber war eine Büste Lessing's; sie stand über dem Sopha in Mendelssohn's Studirstube, deren beide Fenster, eine Treppe hoch, man heute noch erkennt. „Lessing's Büste war das erste," schreibt Elise Reimarus an Jacobi (1783), „was beim Hereintreten mir in die Augen fiel." Unter ihr, drei Jahre später, saß Mendelssohn, als er den Tod nahen fühlte, und unter ihr ist er gestorben. Guter, frommer, bescheidener Mann! Er war von einer rührenden, einer unsagbaren Bescheidenheit; er, den Goethe „einen unserer würdigsten Männer" genannt hat, nennt sich gegen Michaelis einen Juden, „dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemandem, außer sehr wenigen Freunden für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein." Er stotterte und war bucklig.

„Eine leutselige leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle," so beschreibt ihn Lavater; ein Mensch, „der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden bewegen konnte," so Prof. Kraus in Königsberg. Man hatte Gelegenheit, Bild und Büste dieses seltenen Mannes in der historischen Abtheilung der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung (1886) neben einander zu sehen und zu studiren. Das Bild war von Graff, dem Maler Lessing's und aller andren damaligen Berühmtheiten, die Marmorbüste von Tassaert. Letztere, welche Mendelssohn in seinen späteren Jahren darstellt, zeigt einen höchst ausdrucksvollen Kopf, in welchem die Natur selber der formenden Hand des Bildhauers gleichsam vorgearbeitet hat, eine stark ausgebildete Stirn mit vorspringenden Stirnknochen und eine prononcirte, jedoch nicht unedel gebaute Nase, lebhafte Augen, die noch aus dem Stein zu sprechen scheinen, einen halb geöffneten Mund, welcher dem ernsten Gesicht einen Schimmer, nicht mehr, von Freundlichkeit und Lächeln gibt, tiefe Falten auf den Wangen, drei Furchen über der Nase, wie eingegraben in die Wölbung der hohen, klaren Stirn, und nichts, was an den Juden erinnert, als ein Spitzbärtchen unter dem vorstehenden Kinn. Das Oelgemälde gibt uns den jüngeren Mann, das volle Haar und Bärtchen sind tiefdunkel, die braunen

Augen haben einen lichten Glanz, und das ganze Gesicht hat die Farbe der Reife; hier ist der Mund geschlossen, und die Lippen sind aufgeworfen. — „Der klarste und heiterste Kopf, den ich beinah auf einem menschlichen Rumpfe gesehen", wie Herder es gesagt; und dennoch liegt etwas Wehmüthiges in diesem Antlitz, was Herder nicht gesehen, und wenn er es gesehen, vielleicht nicht verstanden hat . . .

Nicht weit von diesem Bilde Mendelssohn's, in einem andren Saale der historischen Abtheilung, hing das seines Enkels, das Porträt Felix Mendelssohn-Bartholdy's. Sind die Züge des Einen in denen des Anderen wieder zu erkennen? Sie sind feiner, die Formen zierlicher, spiritueller, wenn ich so sagen darf, sowohl Mund und Nase; doch das Feuer des geistvoll sprühenden Auges und die breite, schön gewölbte Stirn sind die des Großvaters. Aber welch' ein weiter Weg zwischen diesem Moses, der das gelobte Land nur von ferne sah, und jenem Felix, der es betreten! Welch' ein Weg von dem kleinen Haus in der Spandauer-, zu dem palastartigen in der Leipzigerstraße Nr. 3, in welchem Felix Mendelssohn-Bartholdy seine beneidenswerthe Jugend verlebte. Noch immer, aber nur in Mondscheinmitternächten, wenn das elektrische Licht der Leipzigerstraße verglimmt ist, klingt und singt es um dieses Haus und diesen Garten, unter dessen Bäumen Felix Men-

delssohn-Bartholdy die Ouverture zum Sommernachtstraum componirt hat und in welchem eine alte Eibe steht, der älteste Baum in Berlin — und dann kommen Puck und die Elfen, Oberon und Titania wohl noch einmal, um die lieben Stätten zu besuchen, und rings um die alte Eibe herum beginnt der Ringelreihn, und in jenen unendlich süßen, neckischen Zaubertönen schallt es weit hinaus in die Stille:

Bunte Schlangen zweigezüngt!
Igel, Molche, fort von hier!

Und ein zweiter Elfe fällt ein:

Schwarzer Käfer, uns umgebt
Nicht mit Summen! macht Euch fort!
Spinnen, die ihr künstlich webt,
Webt an einem andern Ort.

Was hilft Euch, arme Kinder der Luft, Ihr Libellen der Nacht, die grausige, noch dazu sehr anzügliche Beschwörungsformel? Ihr werdet hier nie wieder eine Heimath finden, in diesem Haus und Garten, vordem Euer Eigenthum, und ein Glück noch, daß der dicke Portier schläft, der sonst immer in der goldverbrämten Livree vor der Thüre Wache hält. Der würde Euch schön jagen mit Eurem Gesang! Denn daß Ihr's nur wißt, Ihr Elfen, dieser Euer alter Aufenthalt ist jetzt das Hohe Herrenhaus*), in

*) Seit 1852, in welchem Jahre das ehemalige Sitzungsgebäude des Herrenhauses in der Oberwallstraße abbrannte.

welchem am 13. April 1886 durch Annahme der Kopp'schen Amendements der Culturkampf geschlossen ward. Ihr schüttelt Euch, Ihr wendet Euch ab. Glaubt aber nicht, Ihr Elfen, daß es mir um den Culturkampf leid sei; fürwahr ich bin froh, daß wieder Frieden auf Erden ist und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber Euer muß ich gedenken, so oft ich dieses Haus sehe; und Euer hab' ich auch gedacht an jenem 15. Juli des Jahres 1870, als hier, vor versammeltem Norddeutschen Reichstag, Bismarck, mit leiser, aber fester Stimme die Kriegserklärung gegen Frankreich verlas. Und nun flieht, Ihr Elfen, flieht, flieht! Für Euch ist wirklich kein Platz mehr in Berlin.

Noch immer, wenn man durch die Nebengassen der Spandauerstraße, namentlich aber durch den Theil der Klosterstraße geht, welcher bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts das „Geckhol" hieß, wird man, wie sonst nirgends in Berlin, ein Ueberwiegen des jüdischen Elementes gewahr. Hier herum wohnten die Juden, als sie zuerst wieder ein Heim fanden in Berlin. Das Geckhol war nicht ganz das Paradies, aber es war auch nicht mehr das Ghetto. Von hier aus verbreiteten sie sich in die angrenzenden Straßen und gaben ihnen den Charakter, den sie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Ge-

stalten begegnen noch da, wie aus einer vergangenen Zeit, Greise mit gefurchtem Angesicht und tief herabhängendem, weißem, zweizipfligem Bart, mit kaftanartigem Gewand und schwarzem Käppchen unter dem abgetragenen Hut; aber auch gesetzte Männer in guten Tuchröcken und behaglichen Verhältnissen, feine Köpfe, denen man es ansieht, daß sie sich nicht nur auf den Talmud, sondern ebensowohl auf ihr Geschäft verstehen, und ein junger Nachwuchs, das Erbe der Alten mit einem gewissen neu hinzugekommenen Zuge verbindend, der, von Allem was ich kenne, der „Salomonischen Weisheit“ auf dem berühmten Bilde von Knaus am meisten gleicht. —

Das Geckhol war ehemals eine Sackgasse, dicht an der Stadtmauer und dem Kleinen Jüdenhof; der Name (Geck halt!) bezeichnete mit jener dem Mittelalter eignen plastischen Kraft des Ausdrucks, was anderwärts in unsrer Stadt „Bullenwinkel“ hieß und sonst auch in norddeutschen Städten „Burstah“ (Bauer steh! bleib stehen, denn da geht es nicht weiter) oder „Kehrwieder“ genannt ward, wie einer von den malerischen Punkten in dem nun gleichfalls verschwundenen Gassengewirr von Hamburgs Hafen.

Man erkennt ihn noch in seiner Gestalt, diesen sich verengenden Streifen der Klosterstraße, welcher sich jetzt nach der Neuen Friedrichstraße öffnet; man erkennt ihn aber auch aus seiner Einwohnerschaft,

die sich vornehmlich, wie die der ganzen Nachbarschaft, aus dem mittleren und orthodoxeren Theile der jüdischen Bevölkerung von Berlin zusammensetzt. Hier sind jüdische Garküchen und jüdische Cafés — ein „Koscher Grand-Restaurant" und ein „Koscher Frühstückslokal mit französischem Billard" — hier hängen zur Herbstzeit fette Gänse heraus und das ganze Jahr durch magere Hühner; hier lebt noch das Andenken des sel. Frank, eines Mannes, berühmt wegen seines guten Mittagstisches, seiner civilen Preise und unerhörten Grobheit. Jeder richtige Berliner, welchen Glaubens er auch sei, kennt das geflügelte Wort: „Gorkensalat ist auch Compot", ohne vielleicht zu wissen, daß es vom sel. Frank aus der Heiligengeistgasse stammt. Ueberall an den Läden sieht man hebräische Inschriften; an einem „Rasir-, Frisir- und Haarschneidecabinet" in der Rosenstraße z. B. unter dem deutschen Firmenschild in den besten hebräischen Lettern von rechts nach links die Worte: „Hier wird gezwikkt" (denn ein „ck" gibt es im hebräischen Alphabet nicht, und die frommen Juden lassen sich auch heute noch nicht mit dem Messer rasiren, sondern nur mit der Scheere zwicken). Hier sind hebräische Buchläden, deren Schaufenster die Lithographien berühmter Rabbinen in Käppchen und Ornat füllen, und Geschäfte, in denen man alle zum jüdischen Gottesdienst gebräuchlichen Gegenstände er-

hält. Hier endlich, in der Heidereitergasse, steht die älteste Synagoge, die vom Jahre 1714, „die alte" genannt, im Gegensatz zu der „neuen" in der Oranienburgerstraße, der Synagoge der Reformgemeinde, hoch über ihrem Portal in Lettern von Erz das Wort des Propheten, Ezech. XI, 16: „Ja, ich habe sie fernweg unter die Heiden lassen treiben;" und hier, der jüdischen Mädchenschule gegenüber, aus welcher um die Mittagszeit die kleinen Töchter Israels nicht minder laut und lustig herausspringen, als ihre christlichen Altersgenossinnen aus irgend einer andren Gemeindeschule von Berlin, liest man über der Thür eines ziemlich unscheinbaren Hauses die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, Ev. Marc. X, 15." — Und wer also, zwischen dem alten und dem neuen Testament, dieses enge Gäßchen durchwandelt, der mag vielleicht jener Kirche des römischen Ghetto, der Santa Maria del Pianto, sich erinnern, die mit ihrem funkelnden Kreuz die hoch beim Palaste der Cenci, dem Marcellustheater und Bogen der Octavia gelegene Synagoge noch überragt, und ihr in einem hebräischen Bibelvers — einem seltsamen Schmuck an einer römischen Kirche! — die ganze Verstocktheit der Juden entgegenhält. Hier aber in Berlin ist es so nicht gemeint. Das kleine Haus in der Heidereitergasse, das Vereinshaus für innere Mission, ist zugleich eine

Kleinkinderbewahranstalt; friedlich und freundlich schaut der Prophet zum Evangelisten hinüber, die beide ja desselben Stammes sind, und ich glaube nicht, daß sie — wenigstens sie nicht — Etwas dagegen hätten, wenn die Kinder von hüben und drüben mit einander spielen wollten.

Der Synagoge in der Heidereitergasse sieht man ihr Alter nicht an; nichts Spinnenwebartiges, Finsteres oder Staubiges ist in ihr. Neuerdings restäurirt, glänzen ihre Wände von Weiß, der Sonnenschein dringt durch bunte Scheiben und schön getäfelt ist die Decke. Doch der Gottesdienst bewegt sich in den alten strengen Formen; hinter kostbaren Vorhängen, wie Heine sie geschildert, birgt sich das Allerheiligste, darüber die Gesetzestafeln mit zwei vergoldeten Löwen als Schildhaltern und die siebenarmigen Leuchter davor, gleich den Leuchtern des Tempels von Jerusalem auf dem Triumphbogen des Titus über dem Forum von Rom; und Gesänge hört man hier, uralte, vor tausend Jahren gedichtet an den Ufern des Ebro, Melodien, meist in Moll, jener Tonart der Sehnsucht und Klage, nur selten durchblitzt von einem Aufschrei der Lust, aber immer kraus und phantastisch durchflochten von den Reminiscenzen der Länder, welche dies Wandervolk auf seinem Fluge gestreift.

Von nun ab jedoch geht die große Wandlung

des 18. Jahrhunderts mit ihm vor, und mehr als irgend eine andere wird auch für die Juden Berlin die Stadt der Aufklärung. Sie haben hier spät eine Heimath gefunden und lange noch bleiben sie Fremde, gänzlich außerhalb des eben mächtig erwachenden geistigen und politischen Lebens der Nation. Aber mit überraschendem Verständniß und der ihnen eigenen Gabe der Anpassung treten sie sogleich in diese Bewegung ein, als der Führer sich gefunden. Dieser Führer war Moses Mendelssohn, der Freund Lessing's und der warme Bewunderer Friedrich's — er, der glücklicher als der Dichter der „Minna von Barnhelm", seinem großen König einmal Angesicht in Angesicht gegenüber gestanden. Die Juden haben ein Gebet, welches sie verrichten beim Anblick eines gekrönten Hauptes, wie wenn gleichsam der Abglanz Gottes auf ihm ruhe. Von diesem Abglanz Etwas fiel auch auf die Juden von Berlin, seitdem, an einem Samstagmorgen, Moses Mendelssohn die königlichen Gemächer von Sanssouci betreten. Ein neues, starkes Gefühl erwacht in ihnen, die bis hierher nur die Liebe zu ihrem Gott und zu ihrer Familie gekannt: die Liebe zum Vaterlande. Wir sehen sie geistig wachsen und sich entfalten unter dem ersten Sonnenschein, der ihnen zu Theil wird, nachdem sie, ungezählte Geschlechter lang, in der Dunkelheit und Enge geweilt. Wir sehen einzelne von ihnen mehr

in den Vordergrund der Oeffentlichkeit hinaustreten, in das politische Leben eingreifend und mit einer Art officiellen oder officiösen Charakters bekleidet, wie jenen Veitel Ephraim, dessen Andenken und Name freilich nicht über jedem Zweifel erhaben sind. Seine Münzunternehmungen sind bekannt; bekannt auch, daß der ehrliche Moses Mendelssohn sich indignirt von dem Glaubensgenossen abwandte, der sich durch solche Speculation bereichert. „Schlecht Geld ist es ohnedies," schrieb (2. Oct. 1762) Lessing an Mad. Nicolai, „herzlich schlecht, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen." Dennoch ist der Mann vielleicht nicht ganz so schlimm wie sein Ruf; was er that, das that er zumeist im Auftrag, und immer mit Wissen und Willen des Königs, der den größeren Gewinn aus dieser Ephraimitischen Münzverschlechterung zog; und was man dem König verzieh, dafür sollte man den Juden nicht verantwortlich machen. Es war die moderne Gestalt des Hofbankiers, der in einem früheren Jahrhundert Hofjude gewesen, wie der unglückliche Lippold, der in einem ähnlichen Vertrauensverhältniß zu Joachim II. gestanden und deswegen — verbrannt wurde. Diesem dagegen, Veitel Ephraim, ging es sehr wohl auf Erden und in Berlin. Er hatte neben seiner „Silberraffinerie", gewaltigen Schmelzwerken, in denen an

die tausend Menschen arbeiteten, einen prachtvollen Garten am Schiffbauerdamm, in welchem sechs Colossalstatuen von Schlüter standen: Merkur, Juno, Bacchus, Flora, Leda, Venus, ursprünglich bestimmt, die Ballustrade des königlichen Schlosses zu schmücken; und ein schönes Landhaus im Barockstyl, welches von einer riesigen Platane beschattet ward. Alle diese Herrlichkeit ist lange dahin, seitdem die vormals ländliche Gegend des Schiffbauerdamms sich mit den Häusern der Friedrich-Wilhelmstadt bedeckt hat; wo der Garten Ephraim's war, ist jetzt ein Stätteplatz, zwischen dessen aufgestapelten Ziegelsteinen, Kalk und Holz man vor einigen Jahren noch das wunderlich geformte Dach des Gartenhauses, einsam und verloren, hervorragen sehen konnte, wenn man mit einem Zuge der Stadtbahn daran vorüberfuhr.

Völlig erhalten dagegen, und noch immer eine Sehenswürdigkeit im alten Berlin, ist das Palais, welches Ephraim sich an der Poststraßen- und Mühlendamm-Ecke durch den Oberbaudirector Diterichs (1762) aufführen ließ. Lange hieß es „das Ephraim'sche Haus" und wird heute noch von alten Berlinern so genannt. Ein Rococobau von mächtigem Umfang, die Front in schöngebildetem Halbbogen die Ecke nach beiden Seiten abrundend, der mit feinem Gitterwerk aus Schmiedeeisen und zierlichen Gruppen aus Sandstein reich geschmückte

Balcon von acht Säulen, mächtigen Monolithen, getragen, welche, ein Geschenk Friedrich's, von dem während des siebenjährigen Krieges zerstörten Gräflich Brühl'schen Schlosse zu Pförten herrühren sollen*). In dem geräumigen, hochgewölbten Flur erblickt man eine stattlich breite Treppe mit einem gleichfalls höchst kunstvoll gearbeiteten Eisengitter. Er war ein Mann von Geschmack, dieser Ephraim, und der zu leben wußte. Seine Gemäldesammlung, in welcher sich ein Salvator Rosa, ein Caravaggio, ein Domenichino, zwei Poussins befanden, machte dem Kunstsinn Ephraim's Ehre. Jetzt bildet sein ehemaliges Palais eine Abtheilung des Polizeipräsidiums, mit den Büreaus für das Paß- und Fremdenwesen, für Gesindeangelegenheiten, für verlorene und gefundene Gegenstände; jetzt steht der Berliner Schutzmann im Hausflur und vor der Thüre spielt sich manch' eine ergreifende Scene Berliner Lebens ab — eine Dame, ganz in Schwarz, heftig schluchzend und das Taschentuch gegen die Augen gepreßt, sitzt in einer Droschke. Was mag sie verloren, wonach hier gefragt haben und welcher Bescheid ihr geworden sein? Anders vor hundert Jahren, als an diesem Säulenportal die Equipagen vornehmer Herrschaften hielten, einmal auch die

*) Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten, II, 125. Berlin, 1876.

Friedrich's d. Gr. — ein Besuch, der dem beglückten Ephraim theuer zu stehen kam. Denn der König, erstaunt über die Pracht dieses Hauses, legte dem Eigenthümer desselben sofort eine starke Contribution zu Gunsten — ich habe vergessen welchen militärischen Instituts in Potsdam auf; es war einer von den kleinen „praktischen Scherzen", in welchen der alte Fritz auch so groß war. — Die Hinterseite des Gebäudes ist der Spree zugekehrt und durch einen Thorbogen desselben gelangt man in einen der originellsten Winkel und an einen der hübschesten Ansichtspunkte von Berlin. Hier sind die Dammmühlen, neue, massive Werke jetzt, zwischen denen aber, hier und dort, eine verwitterte Wand des alten Mühlendamms noch hervorlugt. Wie manchmal, an einem Sommertage, Mittag oder Abend, bin ich hierhergekommen, um in einer von den Einbuchten der Brücke zu stehen, beim Klappern der Mühlen und Rauschen der Wasser, welches einen gar eigenthümlich ländlichen Eindruck macht, hier mitten in der Altstadt von Berlin, der Geruch von Mehl vermischt mit dem Geruch von frisch gemähtem Gras, von Heu, Korn und sonstigen Cerealien; denn hier, neben den Mühlen, sind mehrere große Productenhandlungen, vor deren Einfahrten man hochbeladene Wagen sehen kann, wie vor den Scheunen der Landleute. Kehrt man sich aber um, so hat man ein

überraschendes Bild: im Vordergrund das Wasser der Spree, welches hier, ungewöhnlich erregt, mit Schaum und Wellen unter der Brücke hervorstrudelt, um dann in breitem Strome ruhig nach der Kurfürstenbrücke weiter zu fließen, Böte, Fischbehälter, Kästen, Netzhaken und Körbe leise schaukelnd auf der schillernden Fluth; links ein paar Fabriken und das giebelverzierte Gemäuer des alten Marstalls; rechts, überragt von den beiden Thürmen der Nicolaikirche, die Häuser der Poststraße, manche von ihnen sehr alt, mit Tonnengewölben und steinernen Kreuzbögen an der Decke, dicht aneinandergedrängt, mit wildem Wein bewachsen, von Baumwipfeln umlaubt, mit Gärten bis an das Wasser; und weit hinten, im violetten Licht, die graue Masse des Schlosses mit weiß verhängten Fenstern und auf der Langen Brücke, wie losgelöst vom Postament, mit seinen dunklen, kräftigen Umrissen in den goldnen Abendhimmel gezeichnet, das Reiterbild des Großen Kurfürsten, zu dessen Füßen sich, von der untergehenden Sonne bestrahlt, Wagen und Menschen unaufhörlich hin und her bewegen. So daß, Alles zusammengenommen, Veitel Ephraim sich eine gute Stelle für sein Haus ausgesucht, wenn er — wie ich vermuthe — nicht nur ein Auge für die Schönheiten der Kunst und Natur, sondern auch Sinn für die Schönheiten unserer Stadt gehabt hat. Sein

Neffe, und eine Zeit lang Comptoirist in seinem Geschäfte, war jener Ephraim Kuh aus Breslau, welchen Berthold Auerbach zum Helden seines Romans „Dichter und Kaufmann“ gemacht hat; und unter dem Namen Ebers und Eberty haben seine Nachkommen hohe, sowohl literarische als städtische, Ehren gewonnen.

Welch' ein ungeheurer Umschwung in weniger als einem Menschenalter! Als Mendelssohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, in Berlin einwanderte, ward ein Mitglied der israelitischen Gemeinde (man sagt ein Vorfahr des Herrn von Bleichröder) aus derselben ausgestoßen, weil ein deutsches Buch in seinen Taschen gefunden worden; und dreißig Jahre später stand, in Mendelssohn's Comptoir, Klopstock's „Messias“ neben dem Neuen Testament in Luther's Uebersetzung.

Schon die zweite Generation jener Berliner Juden des 18. Jahrhunderts beginnt die freien Höhen hinanzuklimmen, auf denen das, was der Mensch glaubt oder nicht glaubt, keine Scheidewand mehr ist; das Vorurtheil, auf der einen und der anderen Seite, scheint in den niederen Schichten zurückzubleiben. Die feineren und bevorzugteren Naturen unter ihnen wissen sich bald eine Stellung in der Berliner Welt zu verschaffen und ein nicht unwesentlicher Einfluß auf die Entwicklung derselben in den sieben=

ziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geht von jüdischen Häusern aus. Zu den besten und geachtetsten unter denselben gehörte das von Daniel Itzig, der lange Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Berlin war und, seit 1765, ein schönes, vom Baron Verzenobre (1734) nach dem Modell des Hôtel de Soubise in Paris erbautes Palais an der Burgstraßenecke besaß, auch dieses mit den kostbarsten Gemälden geschmückt. Sein Sohn Isaak Daniel, nachmals Ober-Hofbauquartier- und Chausseebau-Inspector, war unter den Zuhörern der „Morgenstunden" bei Mendelssohn, und von seinen zahlreichen, durch Schönheit und Talent, namentlich für die Musik, ausgezeichneten Töchtern, heirathete eine den vortrefflichen, philosophisch gebildeten David Friedländer und zwei andere wurden die Baroninnen Eskeles und Arnstein in Wien. Es fehlte damals in Berlin durchaus an einem gesellschaftlichen Mittelpunkte; nicht einmal der Hof bildete, im heutigen Sinne des Wortes, einen solchen. Der Erste, welcher, wenn auch unter höchst bescheidenen Verhältnissen, „ein Haus" machte, war Moses Mendelssohn: philosophische Symposien, bei welchen den Gästen die Rosinen und Mandeln zugezählt wurden. Wer die Memoiren der Henriette Hertz kennt, der weiß, wie frugal es überhaupt in all' diesen geselligen Zusammenkünften herging. Aber eine neue Erscheinung

verlieh denselben ihren vornehmlichen Reiz: es waren die schönen und geistreichen Jüdinnen, von jenem eigenartigen, ganz specifisch Berlinischen Typus, der seitdem und mit ihnen ausgestorben zu sein scheint. Sie waren von einer umfassenden Bildung und aufrichtigen Theilnahme für die höchsten geistigen Interessen, fähig ihnen zu folgen und ernst, die würdigen Genossinnen bedeutender Männer — so die Tochter Mendelssohn's, Dorothea, die Gemahlin Friedrich Schlegel's und die Mutter Philipp Veit's; so Rahel, die Gemahlin Varnhagen's von Ense, so vor Allem Henriette selber, die Gemahlin des trefflichen Hofraths Marcus Hertz, eines der angesehensten Aerzte jener Zeit, der es sich aber zum höheren Ruhme schätzte, der Schüler Kant's zu sein. Diese Frauen schufen, in der damaligen Oede, welche dem Tode Friedrich's voranging und nachfolgte, jene Kreise, welche so wichtig geworden sind nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Literatur und das öffentliche Leben; Vereinigungen, in welchen die kühn aufstrebenden Männer und Jünglinge um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Anregung suchten und fanden, die ihnen sonst überall in Berlin versagt geblieben wäre. Der junge Alexander von Humboldt datirte seine in hebräischen Lettern an Henriette Hertz aus Tegel geschriebenen Briefe: „Schloß Langeweile"; und in einem Schreiben an

dieselbe, in welchem er ihr einen jüdischen Freund empfiehlt, nennt Jean Paul Berlin „die hohe Schule seiner Glaubensgenossen". Diese Kreise hegten und verbreiteten zuerst das, was man den Goethe-Cultus genannt hat; aus ihnen ging das Morgenroth der Romantik auf, und ihre späten Nachklänge konnten Börne's und Heine's Anfänge noch erreichen. Die Macht dieser Frauen bestand in dem Zauber ihrer Persönlichkeit, stark genug, um alle Unterschiede des Ranges zu verwischen. Die jüngeren Elemente der höheren und höchsten Stände fühlten sich unwiderstehlich von ihnen angezogen. Mischehen, außer den bereits genannten, waren nicht selten in jenen Tagen. Marianne Meyer, Tochter eines jüdischen Kaufmanns, ward in morganatischer Ehe die Gemahlin des damaligen Oesterreichischen Gesandten, des Fürsten Reuß, nach dessen Tode der Kaiser sie zur Frau von Eybenberg machte; und ihre Schwester heirathete einen Herrn von Grotthuis. Welch' eine Schar illustrer Namen, wenn wir nur an den Salon der Frau Henriette Hertz denken, dieser schönsten, gütigsten und sympathischsten all' jener Geistreichen, die, wie Scherer von ihr gesagt hat, „Klarheit und Reinheit um sich verbreitet"*), und vor deren Porträt in der historischen Abtheilung unserer Jubiläums-

---

*) Geschichte der Deutschen Literatur, S. 618.

ausstellung wir gerne Halt gemacht haben, versunken in die Betrachtung ihrer großen, dunklen Augen, ihrer weichen Lockenfülle und ihres unsagbar lieblichen Gesichtes. Und um sie gruppirt, oder Einer nach dem Andern an ihr vorübergehend die Schlegel, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Gentz, Frau von Genlis, die Humboldt, Jean Paul, Prinz Louis Ferdinand, Frau von Staël, und zuletzt noch Schiller und Goethe. So weit, so groß war der geistige Horizont dieser seltenen Frau, welche von sich sagen konnte, „sie habe den glänzenden Stern Goethe's auf- und untergehen sehen". Und da war noch Einer, der fast jeden Abend den weiten Weg von der damals noch so gut wie unbebauten Chausseestraße (zu der Zeit: Oranienburger Chaussee) nach der Neuen Friedrichstraße zurücklegte, mit einem brennenden Laternchen eingehakt in ein Knopfloch seines Rockes; denn damals gab es auf der Strecke noch keine Straßenbeleuchtung in Berlin. Der Mann war Prediger an der Charité, und sein Name — Schleiermacher*).

Die Zeiten sind vergangen, und die Häuser verschwunden. Verschwunden ist das Haus der Hertz; verschwunden auch, in Folge des Durchbruchs der Kaiser-Wilhelm- und der Erweiterung der Neuen

---

*) Fürst, Henriette Hertz, S. 164. 165.

Friedrichstraße, das Haus der Beer, in welchem Michel Beer und Meyerbeer geboren worden sind und in ihrer Jugend gewohnt haben. Verschwunden ist das Haus der Veit und der Ries, der beiden vornehmsten jener ersten Wiener Einwanderer unter dem Großen Kurfürsten. Einsam nur noch, zwischen all' diesen Ruinen, steht das Haus der Mendelssohn, aus welchem so viel Licht hervorgegangen ist und in welchem, lange bevor Mendelssohn es besaß, und mehrere Jahre bevor sie sich kennen lernten, Lessing gewohnt hat. Es war damals, was es heute wieder ist, ein Miethshaus, in welchem die Vögel aus- und einflogen; hier, während seines ersten Berliner Aufenthalts (1748—1751), lebte Lessing zusammen mit seinem Vetter Mylius, dem Freigeist, und hier auch haben wir es zu suchen, sein stilles Zimmer:

„Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer" . . .

Wunderbare Fügung, daß hier, in demselben Hause, wo der jugendliche Lessing, zum erstenmal angeregt durch die bis dahin ihm fremde Umgebung, sein Lustspiel „Die Juden" verfaßte, der Mann leben und sterben sollte, dessen Bild ihm vorschwebte bei seinem edelsten und reifsten Werke — „Nathan der Weise".

Fortan kann man sie sich nicht mehr getrennt

vorstellen, diese Beiden, ihn, den großen Dichter und Kämpfer, und den Andern, den sanften, zurückhaltenden, von der Natur selber stiefmütterlich behandelten Juden. Man dachte, bald nach seinem Tod, ernstlich daran, ihm ein Denkmal zu errichten, welches — man wird staunen, wenn man es heute hört — auf dem Opernhausplatze stehen sollte. Welch' eine Figur würde der arme Weltweise dort, auf dem unterdeß zum Mittelpunkte des eleganten und modischen Berlins gewordenen und der militärischen Glorie Preußens gewidmeten Platze spielen, zu unser aller Betrübniß! Ein Comité bildete sich und eine Gedächtnißfeier wurde veranstaltet, für welche Ramler eine Cantate dichtete. Der Plan kam dennoch nicht zur Ausführung, und wir können, ganz abgesehen von dem Platze, sagen: glücklicherweise. Wenn Denkmäler einen Sinn haben, wenn sie, mit einiger Aussicht, von der Nachwelt anerkannt zu werden, der Ausdruck der öffentlichen Meinung und nicht nur das Zeichen persönlicher Begünstigung sein sollen, so war Mendelssohn kein Mann dafür. Nicht einmal sein Name, was allerdings weniger begreiflich ist, hat an dem Friedrichsdenkmal eine Stelle gefunden. Aber in dem Standbilde, welches nicht weit von dem Standbilde Goethe's im Thiergarten Lessing erhalten soll, wird auch das Andenken Mendelssohn's mitgeehrt werden. Ich weiß nicht,

da bis jetzt Entwürfe nicht vorliegen, ob an eine directe Beziehung auf Mendelssohn in irgend einer Weise hierbei gedacht ist*). Es würde dies nach meiner Ansicht sehr schön, sehr passend und ein Act später Gerechtigkeit sein; obwohl es dessen nicht einmal bedürfte, damit, auf diesem Boden von Berlin, der Anblick Lessing's auch den vergegenwärtige, der niemals ein Denkmal haben wird, außer dem im Herzen seiner Glaubensgenossen. Für sie jedoch hat auch der Name Lessing's eine tiefere, viel mehr noch als bloß literarische Bedeutung. Die Juden, und namentlich die der strengeren Observanz, blicken von allen deutschen Schriftstellern auf ihn mit einem Gefühle der Dankbarkeit, welches sich nur zu wohl erklärt. In den Studirstuben ihrer Rabbinen und Schriftgelehrten sieht man neben dem Bilde Mendelssohn's

---

*) Das, was mir hier vorgeschwebt, ist unterdessen an dreien der Concurrenzentwürfe zum Ausdruck gekommen: an dem von Otto Lessing (Büsten von Kleist, Nicolai und Mendelssohn in Nischen am Sockel), Börmel (Kant und Mendelssohn in ganzer Figur sitzend, links und rechts unter dem Sockel), Eberlein (Mendelssohn und Nicolai, Reliefporträts); und es ist demnach gegründete Hoffnung vorhanden, daß der mit der Ausführung des Denkmals betraute Künstler, Otto Lessing, der Urgroßneffe Gotthold Ephraim's, den oben ausgesprochenen Gedanken verwirklichen werde.

(Notiz vom 29. Januar 1887, dem Tag, an welchem das Comité für Errichtung eines Lessing-Denkmals in Berlin seine Entscheidung getroffen.)

das Bild Lessing's; und wenn ein frommer Jude das Theater besucht, so wird es gewiß eines von Lessing's Dramen sein, das er sich auswählt. So ist es heute, so war es schon vor hundert und mehr Jahren, wo ein gewisser stud. theol. Joh. Gottfr. Kirsch aus Leipzig (d. d. 19. Nov. 1767) an Lessing schreibt, daß er in die erste Vorstellung der „Minna von Barnhelm" gerathen, ohne zu wissen, was aufgeführt werde. „Gleich bei meiner Ankunft im Parterre aber," schreibt er, „finde ich eine Bank voll Juden. Ha! dachte ich, ohnfehlbar wird heut ein Stück von Herrn Lessing gemacht."

Die Kunde daher, daß Lessing ein Denkmal in Berlin gesetzt werden solle, ging wie ein Lauffeuer durch die gesammte jüdische Welt und bewegte sie bis tief in den Orient hinein. Reichlich strömten, gerade von dieser Seite, die Beiträge herbei; sie kamen aus Rußland und der Türkei, sie kamen sogar aus Asien. Sie alle kannten Lessing und schätzten ihn hoch als den Freund Moses Mendelssohn's und den Dichter des „Nathan".

An Mendelssohn selber aber erinnert in Berlin kein sichtbares Zeichen mehr als sein Haus und sein Grab.

Unter dem grauen Novemberhimmel stehe ich vor einem beträchtlichen Gebäude der Großen Hamburger Straße, dessen Glocke ich, nicht ohne ein ge-

wisses Zagen, berühre. Das Haus ist die Jüdische Alter-Versorgungsanstalt, das daneben die Jüdische Knabenschule und beide zusammen begrenzen den ältesten, nunmehr schon lange geschlossenen Jüdischen Friedhof, welcher ein weites, offenes Terrain zwischen den benachbarten Quartieren der Großen Hamburger- und Rosenthalerstraße bildet, und gegen Norden an den gleichfalls längst geschlossenen alten Sophienkirchhof stößt — dort sind von literarischen Zeitgenossen Ramler und die Karschin, hier ist Moses Mendelssohn bestattet worden.

Zögernd nur, wie ich sie gezogen, meldet die Glocke mich im Innern an; undeutlich durch das Wagengerassel, das in diesen Straßen nicht aufzuhören scheint, vernehme ich nahende Schritte, die Thür wird mir von einer freundlichen Dame geöffnet, und noch bevor ich den Friedhof betrete, mache ich die Bekanntschaft ihres Oheims, des Herrn Friedhofsinspectors Landshuth. Der Herr Inspector ist ein Mann von neunundsechzig Jahren und das Bild eines anspruchslosen jüdischen Gelehrten. Die Fenster seines Studirzimmers gehen nach dem Friedhof; die eine Wand ist ganz mit Büchern und Schriften bedeckt, an der anderen hängen zahlreiche größere und kleinere Porträts jüdischer Berühmtheiten, den Ehrenplatz in der Mitte neben einander haben Lessing und Mendelssohn. Namentlich mit

dem Letzteren hat der Herr Inspector sich viel beschäftigt; er ist noch Einer von denen, die fest an den Mendelssohn'schen Ideen hängen, und er zeigte mir einen Kasten, der voll von theilweise noch ungedrucktem Material zur Geschichte Mendelssohn's ist. Hier, mitten in Berlin, in einer seiner bevölkertsten Gegenden, lebt dieser Mann wie weit von ihm geschieden, ein Leben der Vergangenheit. Er lebt mit seinen Todten, und seine Todten leben mit ihm; er lebt mit ihnen, wie in einer großen Familie, ist vertraut mit jedem Grabstein, hat viele von den ältesten überhaupt erst wieder aufgerichtet, deren Inschriften entziffert, manche ganz neu wieder hergestellt und hält sie alle in musterhafter Ordnung. Er kennt genau die Geschichte jedes einzelnen dieser unzähligen Todten, von denen nichts mehr ist als ein eingesunkener Hügel und ein Name; die vielfachen Familienverzweigungen bis auf den heutigen Tag, ihre ehemaligen Wohnstätten und deren Veränderungen im Laufe der Zeit. Auf diesem Friedhofe ruhen die Väter der jetzigen jüdischen Gemeinde von Berlin, sie, die vor zweihundert Jahren aus Wien kamen; die Vorfahren aller gegenwärtigen Größen jüdischen Ursprungs und unter ihnen nicht wenige, deren Nachkommen, ihrem jüdischen Ursprung entfremdet, hohe Stellungen im Staat und in der Beamtenwelt einnehmen. Aber für den Herrn In-

spector gehören sie noch immer zur Familie, und mit derselben Liebe und Pflege hegt er ihr Gedächtniß.

Er gibt mir das Geleit bis an den Eingang des Friedhofs; denn der Boden ist feucht und die Luft zu rauh für den würdigen Greis.*) Und nun bin ich allein unter diesen Todten. Der älteste Grabstein ist von 1672, der zweite von 1675, und bis zum Jahre 1827, wo der neue, nunmehr auch geschlossene Friedhof vor dem Schönhauser Thor angelegt wurde, war dieser die einzige Begräbnißstätte der Gemeinde. Gegen zwölftausend Todte ruhen auf ihm. Die Juden haben einen schönen Ausdruck für einen Friedhof; sie nennen ihn den „guten Ort“ — und er war es wohl Jahrhunderte lang für sie, der Ort, aus welchem sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Ein jüdischer Friedhof, wenn er nicht etwa jene Art schauerlicher Romantik wie der Prager hat, bietet dem fremden Besucher wenig Anziehendes. Es ist nur die düstre Seite des Todes, die er zeigt; er verhüllt nichts durch freundlichen, zu den Sinnen

---

*) „Sie müssen wiederkommen“, sagte mir beim Abschied der biedre Alte, „wenn die Gräber grün sind und die Fliederbäume blühen“, und ich versprach es ihm. Aber ich kann das einmal Versäumte nun nicht mehr nachholen: am Mittwoch, 23. März 1887, ist auch er zu seinen Vätern versammelt worden.

sprechenden und sie beruhigenden Schmuck. Aber was die Pietät für die Gestorbenen betrifft, so möchte ich wohl in Berlin vergeblich einen andern Friedhof suchen, wo man ihr Andenken über zwei Jahrhunderte hinaus in gleicher Weise liebevoll erhalten hat. Mehr als dreitausend von den alten Grabsteinen sind ermittelt, renovirt und zum Theil wieder aufgerichtet worden. Die tiefe Melancholie des Herbsttages ruht auf dieser stillen Stätte voll aufrecht stehender Steine, mit kahlen Bäumen dazwischen und welkem Laub, aufgehäuft über den eingesunkenen Gräbern. Ringsum ist der Friedhof von einer Mauer und von Häusern eingeschlossen, durch den Nebel herein schaut der hohe Thurm der Sophienkirche und dumpf, mit den Geräuschen aus den umgebenden Gebäuden, mischt sich der Lärm der Stadt. Vorn an der Mauer, wo früher der Eingang gewesen, sind die Gräber der Rabbinen und dann, in einer großen Gruppe zusammen, die der ersten Einwandrer aus Wien. Viele von diesen Grabsteinen sind sehr zierlich ausgehauen, mit Säulenknäufen und Blumengewinden — dem spärlichen Zierrath, welchen das jüdische Ritual den Todten gestattet. Hier und dort sieht man die segnend zusammengefügten Hände der Priester, die Gießkanne der Leviten. Auch der Löwe findet sich, um anzudeuten, daß der Name des hier Bestatteten Jehudah

gewesen — denn Jehudah heißt Löwe. Zahlreich sind die Gedenktafeln, welche von Urenkeln bis zur achten Generation ihren Vorfahren gewidmet worden; und ganz am Ende gelangt man auf ein weites Stück, von Rasen bedeckt, wo nur noch einzelne, schon halb in die Erde gesunkene Steine stehen; dann wieder eine dichtere Reihe von Gräbern, versteckt unter Baum- und Buschwerk, zuletzt nur noch eines, hier und dort — und nun auf einmal wieder die Stadt, aus der Ferne die Klingel der Pferdebahn und über meinem Haupte dahinfliegend eine Schar Raben . . .

Ein Grab aber hebt von allen Gräbern sich leuchtend ab — es ist von einem Gitter umschlossen, mit Epheu bewachsen und auf dem Grabstein steht, oben in hebräischer Schrift, unten in goldenen deutschen Lettern:

Moses Mendelssohn,
geb. zu Dessau den 6. September 1729,
gest. zu Berlin den 4. Januar 1786.

Er ruht nicht weit von Rabbi Fraenkel, seinem ersten, geliebten Lehrer, dem er aus der Heimath hierher nach Berlin gefolgt ist, nicht weit von Bernhard, der sein großmüthiger Brotherr gewesen, und nicht weit von jenem merkwürdigen Abraham Rechenmeister, welchen Lessing als Derwisch im „Nathan“ verewigt hat.

Noch einer hat in dem erinnerungsreichen Hause Spandauerstraße Nr. 68 gewohnt, nach Lessing und vor Mendelssohn, ein mittlerer Mann in dieser Beziehung, wie in so mancher andern: Friedrich Nicolai. Wir wissen, daß er mit Lessing im Februar 1755 und durch Lessing, nicht lange danach, mit Mendelssohn bekannt wurde: „die innigste Freundschaft verband mich bald mit beiden, und sie hat bis zum Tode dieser großen Männer fortgedauert.“ Wer solcher Freundschaft für werth gehalten worden, muß ihrer wohl auch werth gewesen sein. Ich habe niemals leiden können, wenn man ihn geringschätzig behandelt hat, wie das zu seinen Lebzeiten und nachher der Fall gewesen ist. In meinen Augen hat Nicolai das große Verdienst, ein Berliner zu sein. Alle Anderen, Lessing und Mendelssohn, Sulzer und Ramler, waren Fremde, die mehr oder weniger zu Berlinern geworden sind. Er aber war der richtige, der geborene Berliner und mit ihm trat diese Species zum erstenmal in die deutsche Literatur ein. Ich will nicht sagen, daß es dieser Species auf dem literarischen Gebiete besser erging, als auf dem der gemeinen Wirklichkeit zumal: man mochte den Berliner nicht, und ein wenig hat er es wohl verschuldet durch seine Manier, über Alles sein Urtheil zu sprechen, auch über das, was er nicht versteht, und nichts für gut zu befinden, was nicht irgendwie die

Marke von Berlin trägt. Im Grunde genommen ist dies eine Tugend; denn wer anders, wenn nicht der Berliner, hätte diese Sandscholle lieben und loben sollen? Wer anders aber auch hätte das aus ihr gemacht, was sie nun wirklich, von aller Welt anerkannt, geworden ist? Das ist es eben, daß die Fehler des Berliners obenauf liegen; um seine guten Eigenschaften kennen zu lernen, muß man sich schon die Mühe geben, etwas tiefer zu gehen. Der Berliner, das hat er gezeigt, ist kein Mann, um die sog. moralischen Eroberungen zu machen; er muß mit der Faust dreinschlagen und dann erst, wenn er hat, was er will und was ihm zukommt, wird er liebenswürdig. Er war ein großer Raisonneur, dieser Nicolai, der mit Gott und der Welt anband, er ließ sich nicht imponiren und nicht einschüchtern. Aber der Freund, den er sich erkoren, und die Sache, der er sich gewidmet, die konnten auf ihn rechnen. Er war ein Mann von gewaltiger Arbeitskraft, ein braver, rechtschaffener Charakter und ein trefflicher Bürger. Heute noch, auch wenn er sonst weiter nichts gethan und geleistet hätte, würde das Andenken dieses guten Mannes unter uns fortleben, wie das so manchen andern Berliners, durch eine milde Stiftung, die sogenannte Nicolai'sche Stiftung, mit einem Fonds von 9000 Mark, aus welchem, unter gewissen Bedingungen, an würdige und ver-

armte Bürger von Berlin Darlehen gegeben werden.*) Man thut ihm Unrecht, wenn man, so wie sein Name genannt wird, gleich oder nur an die komische Figur in der Walpurgisnacht des „Faust", an die Xenien und Invectiven, an die göttliche Grobheit Goethe's, die er durch seine „Freuden des jungen Werther's" reichlich verdient hat, oder an das boshafte Wort Schiller's denkt, das er nicht verdient hat: daß er nämlich zur Aufklärung der Deutschen „mit Lessing und Moses" mitgewirkt, indem er ihnen „die Lichter geschneuzt".

Es ist ein eigen Ding um den Enthusiasmus der Berliner. Wenn, in seinen späteren Jahren, Friedrich d. Gr. durch die Straßen seiner Hauptstadt ritt, dann blieben die Leute nicht stehn, um ihm Bücklinge zu machen. Aber die Straßenjungen liefen hinter und vor seinem Grauschimmel her, standen Kopf oder schlugen Purzelbäume, und Mützen und Hüte flogen in die Luft unter dem Rufe: „de olle Fritz, de olle Fritz!" Und der alte Fritz wird gedacht haben: „So sind meine Berliner" und zufrieden gewesen sein.

Nicht als ob Nicolai der Blick für das Große gefehlt habe. Lessing verstand er, Goethe verstand

---

*) Berliner Adreßbuch für das Jahr 1886, Theil IV, S. 127 unter „Stiftungen".

er nicht. Er hatte kein Verständniß für das reine Schönheitsideal, für das Kunstwerk als solches, welches sich selbst Zweck ist. Es mußte noch irgend einen Zweck außerdem haben, die Leute aufklären, Vorurtheile bekämpfen u. s. w. Darum war Lessing sein Mann. Wie dieser besaß auch Nicolai keinen Sinn für die Natur. „Mehr als hundertmale bin ich mit ihm," erzählt Göcking, „in seinem schönen Garten in der Blumenstraße spazieren gegangen, ohne daß er auf die Gewächse und Blumen nur einen Blick warf. Für sich allein hat er vielleicht niemals einen Gang darin gemacht. Er zog es vor, in seinem Zimmer zu lesen und zu schreiben*)."

Wenn er schrieb, so schrieb er immer mit einer Tendenz. Er predigte gute Moral und eine vernünftige Gottesfurcht in dem Roman „Sebaldus Nothanker"; er wollte auf rationelle Weise belehren in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz". Seine Bücher wurden ihrer Zeit gern gelesen und haben vielen Nutzen gestiftet in jenen Tagen der überhandnehmenden Sentimentalität und Frömmelei. Seine „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" ist

---

*) Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. S. 96. Berlin, 1820.

heute noch unentbehrlich für Jeden, der sich ein Bild unserer Stadt vor hundert Jahren machen will — ein trockenes, nüchternes Buch, aber eins, das ich in seinen zwei Lederbänden mit der verblaßten Goldpressung nicht missen möchte.

Die Schriftstellerei Nicolai's ist nicht die Hauptsache, weder für ihn, noch darf sie's für uns sein, wenn wir ihn richtig beurtheilen wollen. „So oft ich auch über mein literarisches Leben nachgedacht habe," sagt er, „fand ich doch immer, daß mich Ambition, Sucht zu glänzen, oder gar die Einbildung, bei der Nachwelt Ruhm zu haben, nie im Geringsten trieb*)." Nichts lag ihm ferner als Eitelkeit. Man muß wohl Respect vor diesem schlichten, einfach bürgerlichen Manne bekommen, welcher, der häufige Tischgenoß der damaligen Staatsminister Hertzberg, Zedlitz, Schrötter rc., jede Auszeichnung, die man ihm anbot, standhaft ablehnte; der selbst von dem Doctortitel, den ihm die philosophische Facultät zu Helmstädt verliehen, niemals Gebrauch gemacht hat und, wiewohl Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dennoch nichts Anderes war und sein wollte, als der Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai.

---

*) Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. S. 92.

Eines Buchhändlers Sohn, war auch er zum Buchhandel bestimmt. Die Handlung stammte vom Großvater mütterlicherseits, Gottfried Zimmermann, Bürgermeister zu Wittenberg, der 1703 eine Filiale seines Geschäfts in Berlin etablirt hatte und dieselbe seinem bisherigen Gehilfen, Christoph Gottlieb Nicolai abtrat, als dieser, 1713, sein Schwiegersohn geworden war. Letzterer siedelte nunmehr nach Berlin über und hier, im Herzen unserer Stadt, in der Poststraße Nr. 4, dem alten Kurfürstenhause, ward Friedrich Nicolai, das jüngste seiner Kinder, 1733 geboren. Mit ungenügenden Schulkenntnissen, denn er hatte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin und hierauf das Halle'sche Waisenhaus nur bis zu seinem vierzehnten Jahre besucht, kam der Knabe nach Frankfurt a./O. in die Lehre; kehrte 1751 ins Elternhaus zurück und ward 1752, nach dem Tode des Vaters, Theilhaber des Geschäfts. Während seiner Lehrzeit in Frankfurt a./O. hatte er mit energischer Besiegung unzähliger Schwierigkeiten an seiner Fortbildung gearbeitet. „Ich sparte ziemlich lange das Frühstück (täglich 3 Pf.) und einige andere kleine Ausgaben, um mir Oel zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studiren anwenden könnte.“ Auf diese Weise las er, mit Hülfe von Wörterbüchern und in der Ursprache

den Homer, Herodot, Plutarch, Sallust und verschrieb sich aus England ein Exemplar von Miltons's Werken im Original. Seine erste Schrift, 1753, war eine „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe" — für den Zwanzigjährigen ein hübscher Anfang, der wenigstens so viel zeigt, daß es ihm an Dreistigkeit nicht fehlte. Seine literarische Neigung wird stärker, er schreibt 1755 „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", wird mit Lessing und Mendelssohn bekannt, begründet die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (mit „ungefähr" 1 Thlr. 16 Gr. Honorarium für den gedruckten Bogen) und benutzt die Auseinandersetzung der Nicolai'schen Erben, um sich vom Geschäft zurückzuziehen und ganz der Literatur zu widmen. Jetzt, von 1757 bis 1759, sechs Jahre nach Lessing und ebenso viele vor Mendelssohn, lebt er in dem klassischen Hause, Spandauerstraße Nr. 68, zwar „sehr frugal und von einem mäßigen Einkommen" (denn mit 1 Thlr. 16 Gr. „Honorarium" kann man freilich keine großen Sprünge machen), aber dennoch von seinen Freunden der „Esquire" genannt, „der von seinen Geldern lebt". Wie muß es *ihnen* erst ergangen sein, namentlich Lessing, der niemals ein geregeltes Einkommen und immer Schulden hatte! Mittlerweile stirbt Friedrich Nicolai's

ältester Bruder, und nun übernimmt er selber die Handlung wieder, um sie bis an sein Lebensende, zweiundfünfzig Jahre lang, nicht mehr aus den Händen zu geben.

Er hat sie zu einer stattlichen Höhe gebracht und ist ein reicher Mann dabei geworden. Der Buchhandel war zu Nicolai's Zeit numerisch nicht sehr stark in Berlin vertreten: es gab fünfzehn Buchhandlungen (zwölf deutsche, drei französische) mit einem Personal von sechzehn Handlungsdienern und fünf Lehrlingen oder „Jungen", zusammen sechsunddreißig Mann*). Das war der ganze Buchhandel von Berlin. Aber es waren tüchtige Männer darunter: A. Haude und J. C. Spener an der Schloßfreiheit, Inhaber der „königlichen und der Akademie der Wissenschaften privilegirten Buchhandlung", die ihr Privileg bis 1614 zurückdatirten; Voß, der Begründer der nach ihm benannten Buchhandlung, unter dem Rathhaus an der Königsstraße, mit einem Privileg (durch den alten Rüdiger) von 1693; ferner der bekannte Unger und August Mylius, der rechtmäßige Verleger von Goethe's „Stella" und „Claudine von Villa Bella", der an Merck schrieb, er würde „für einen proportionirlichen Preis" den Dr. Faust noch lieber verlegt haben — was wir

*) Nicolai, Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, S. 419. Berlin, 1779.

ihm wohl glauben mögen. Ein weniger rühmliches Mitglied der Zunft war Christian Friedrich Himburg, der sich nicht damit begnügte, Goethe's einzelne Dichtungen, frisch, wie sie herauskamen, nachzudrucken, sondern sie sogleich sammelte und als „Goethens Schriften" verkaufte. Die beiden oben genannten Schauspiele waren daher fast gleichzeitig (1776) im Mylius'schen Original und Himburg'schen Nachdruck zu haben, wobei letzterer noch so viel besseren Absatz fand als ersteres, daß das Original liegen blieb und der Nachdruck in drei Jahren drei Auflagen erlebte. Himburg erbot sich dafür, dem Verfasser, wenn er es verlangte, — „etwas Berliner Porcellan zu senden". Goethe antwortete nicht, rächte sich aber im Stillen durch einige Verse, welche dem Namen Himburg's eine nicht gerade beneidenswerthe Unsterblichkeit sichern.

Unter den alten und soliden Firmen, welche theils (wie die Vossische, die Haude- und Spener'sche, die Unger'sche, letztere wenigstens als Druckerei) heute noch fortbestehen, theils (wie die Mylius'sche) erst jüngst eingegangen sind, nahm „Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn" eine hervorragende Stellung ein. Er war ohne Zweifel, kraft eigner Initiative, der einflußreichste Buchhändler Berlins; und er war es vornehmlich durch seine verlegerische Thätigkeit. „Wenn die Buchhändler zu Berlin,"

schreibt ein nicht gerade wohlwollender, aber scharfblickender Beobachter der damaligen Zustände, „ganz allein von ihrem Debit, in dieser sonst großen Residenzstadt leben sollten, so würden sie sehr bald zu Grunde gehen. Ihre Hauptsorge ist also, sich gute Verlagsartikel anzuschaffen*).“ Und dafür war Nicolai der Mann. Der 1. Januar 1759 ist der Tag, an welchem er das Geschäft selbständig übernimmt; und am 4. Januar erscheint das erste Stück der „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, in den ersten sechs Theilen, bis November 1760, fast ganz das Werk Lessing's. Ueber seinen Laden stellt Nicolai den Homerkopf; und unter demselben Zeichen — einem Homerkopf auf dem Titelblatt — beginnen auch die „Literaturbriefe“ ihre sieghafte Laufbahn. Als Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft“ das Bild Nicolai's aufhing, schrieb er darunter: „wegen seines Kampfs mit bösen Geistern**)“. Und diesen Kampf hat er tapfer fortgesetzt, auch als Lessing zuerst nach Schlesien ins Hauptquartier und alsdann nach Hamburg ans Theater ging. Die „Literaturbriefe“ hörten 1765 auf zu erscheinen; aber sofort, noch in demselben Jahr, ist die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ zur Stelle, die, wenn sie nichts

---

*) Schattenriß von Berlin. Amsterdam (recte Berlin) 1788.
**) Körte, Gleim's Leben, S. 445.

mehr von Lessing'schem Geist und Feuer in sich hatte, dennoch eine Macht war, und mit ihren 268 Bänden und 800 Mitarbeitern auf eine vierzigjährige, gemeinnützige Wirksamkeit zurückblicken konnte, als sie in unserem eigenen Jahrhundert, 1805, geschlossen ward.

Nicolai war eine nüchterne Natur auch darin, daß er sich keinen Illusionen hingab, weder über den Werth seiner Verlagsartikel, noch über das Publicum, das sie kaufen sollte. „Ich sehe die Nothwendigkeit," schrieb er an Lessing, „wenn ich die Unternehmungen meiner Handlung im Ganzen überlege, streng als Kaufmann zu denken; aber es wäre für meinen Verstand und mein Herz ein großes Unglück, wenn ich immer so denken wollte*)." Weshalb er sich denn auch hin und wieder den Luxus erlaubte, Schriften zu drucken, die keinen besonderen Absatz verhießen, wie z. B. seines Freundes Lessing „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Ueber die Ahnenbilder der Römer". Es ist spaßhaft zu sehen, wie dieser Schlaukopf, welcher doch wahrlich seinen Lessing liebte, sich dreht und windet, sobald es sich um dergleichen schwer verkäufliche Waare handelt, und mag sie den Stempel der Classicität auch gleich mit auf die Welt bringen. „Ein Läufer (wie es die Buch-

---

*) Redlich, Briefe an Lessing. S. 322. Berlin, Hempel.

händler nennen) können die Antiquarischen Briefe niemals werden," schreibt er einmal*); und ein andermal: „Was Ihr Werk von den Ahnenbildern betrifft, so würde ich, wenn es Ihnen an einem Verleger fehlen könnte, sogleich den Verlag übernehmen; denn dieses wäre die geringste Probe meiner Freundschaft. Da es Ihnen aber vermuthlich an einem Verleger gar nicht fehlen kann, so wäre es mir lieber, wenn Sie es einem Anderen gäben**)." Zu seinem und seines Verlages Ruhme blieb es aber dabei: die beiden Schriften erschienen bei Nicolai, welcher sich gleichsam vor sich selbst mit der Betrachtung tröstet: „Inzwischen ich, der ich das besondere Glück habe, daß in meinem Verlage viel schlechte Bücher, die gut abgehen, befindlich sind, ich denke dann, sie werden ja wohl noch ein Tractätchen von zwölf Lessingischen Bogen übertragen können***)." Er ist tactvoll genug, von den guten Büchern, die schlecht abgehen, nicht zu sprechen; aber also war es damals und also — leider! ist es heute noch. „Ahnenbilder sind eben nicht die Götzen, von denen man Reichthum erbitten muß!" Er hatte, was das betrifft, solidere Quellen der Einnahme in jenen zahllosen Bänden und Bändchen, die heute, wo sie nicht

*) Redlich, Briefe an Lessing. S. 271.
**) Das. 313.
***) Das. 242.

längst Maculatur geworden, die hinteren Reihen unserer öffentlichen Bibliotheken zieren; zu ihrer Zeit aber den Vorzug hatten, gekauft zu werden und ihn, in allen Ehren, zu einem vermögenden Manne zu machen.

Sechs Jahre waren seit Lessing's und ein Jahr seit Mendelssohn's Tode vergangen, als Nicolai, damals ein Vierundfünfziger (1787), das Haus in der Brüderstraße Nr. 13 erwarb, welches heute noch, auf einem Stein über der Thür in Broncebuchstaben die alte Inschrift hat:

Nicolai,
Buchhandlung.

Auch dieses Haus steht auf den Fundamenten jenes ehemaligen Conventes der Dominikaner, welcher in dieser ganzen Gegend seine Spuren zurückgelassen hat; es war von dem Minister von Kniphausen (1730) erbaut und zum Zwecke großer Gastereien und Festlichkeiten eingerichtet worden. Nach diesem besaß es der ebenso hochherzige als unglückliche Kaufmann Gotzkowsky, der — man darf es sagen — an seinem Patriotismus, und zwar unter dem großen Friedrich, in schwerer Zeit zu Grunde gegangen ist. Seine Vaterstadt, nicht sich vermochte er zu retten. Der Nachfolger Gotzkowsky's war Nicolai. Was würden die Freunde gesagt haben, wenn sie den „Esquire" der Spandauerstraße noch hätten in der Brüderstraße sehen können!

Denn die Brüderstraße, heute noch mit ihrem engen Zugang, ihrer unregelmäßigen Form und dem Thurme der Petrikirche im Hintergrund eine der traulichsten im alten Berlin, war damals eine der vornehmsten unserer Stadt überhaupt. Die ganze Gegend bis an den Mühlendamm zeigte diesen Charakter und sogar dieser selbst — wer sollte es für möglich halten! — war damals ein fashionabler Platz. Wo jetzt alte Kleider zum Verkauf und zweifelhafte Fräcke zum Verleihen unter den Steinbögen aushängen, welche, vom aufgehäuften Schmutz fast unkenntlich gemacht, die Porträtköpfe des Großen Kurfürsten und Friedrich's I. zeigen*), waren noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts glänzende Läden und kostbare Magazine, welche für die ersten und eleganteften in Berlin galten, unter ihnen die renommirte Seidenwaarenhandlung von „König und

---

*) Wer in diesen Tagen nach dem Mühlendamm ginge, der würde freilich, unter dem grauen Winterhimmel, nur noch Trümmer sehn, die eine Seite, mit dem Blick auf das Wasser schon ganz freigelegt, auf der andern das beginnende Werk der Zerstörung, und aus dem Bauschutt der niedersinkenden Bögen und Arkaden hier und dort einen letzten einsam aufragenden Pfeiler mit der alten, wohlbekannten Inschrift: „Hier werden die höchsten Preise für getragene Kleidungsstücke gezahlt", oder: „Erstes Verleihinstitut für Leibröcke und Kellnerjacken."

Anmerkung vom 9. Febr. 1887.

Herzog“; feine Damen drängten sich hier, wie jetzt bei Gerson und Heese, die Schaufenster waren belagert von Neugierigen und unter ihnen stand oftmals ein Knabe von zehn oder elf Jahren — der Enkel Nicolai's, Gustav Parthey, der nachmals ein berühmter Archäologe geworden ist und in seinen reizvollen „Jugenderinnerungen“ uns manchen ansprechenden Zug aus seines Großvaters Zeit und Haus bewahrt hat*).

Einige von den großen Wechselgeschäften haben ihre Stätte behauptet; vor Allem das Schickler'sche, von jenem Splittgerber abstammend, der bei Friedrich d. Gr. in so hohen Gnaden stand, daß dieser ihm sein Porträt verehrte, dasselbe, welches in der historischen Abtheilung der Jubiläums-Kunstausstellung zu sehen war: „Geschenk Sr. Majestät des Königs Friedrich II. von Preußen an den Kaufmann David Splittgerber in Berlin (Eigenthum der Firma Gebrüder Schickler in Berlin)“. Wie doch solch ein lebendiges Werk der Vergangenheit Alles

*) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Zwei Theile. „Bene qui latuit bene vixit.“ Ohne Jahreszahl; doch trägt das Vorwort das Datum: „März 1871“. — Ein Jahr später, 1872, starb der hochverdiente Mann, der gleich seinem Großvater Buchhändler und Mitglied der Akademie gewesen war, zu Rom und liegt dort auf dem protestantischen Kirchhof, an der Pyramide des Cestius, begraben.

ringsum lebendig macht und heut und einst in einen Zusammenhang bringt, als ob Nichts dazwischen läge — nicht die vielen Jahre und die vielen Gräber. Noch immer ist das Comptoir in dem schönen Hause, von Gerlach im Jahre 1734 erbaut, Gertraudtenstraße Nr. 16, hinter der Petrikirche, wo Nicolai es gesehen und beschrieben hat — so still und ruhig an der lärmenden Straße, daß man es für einen Palast und nicht für ein Bankhaus halten würde, wenn man nicht durch die hohen Fenster des Parterre die grünen Lampen und die Schreibtische sähe. Doch auch das kaum minder alte Geschäft von Anhalt und Wagener ist noch in demselben Hause, Brüderstraße Nr. 5, bis vor fünfundzwanzig Jahren berühmt durch die Gemäldesammlung, welche seitdem, Dank der edlen Liberalität ihres letzten Besitzers, des Consuls Wagener, den Grundstock unserer Nationalgalerie bildet.

Mehr aber noch als gegenwärtig war zu Nicolai's Zeit die Brüderstraße die Straße des Luxus, der Moden und der Fremden. Hier, an der Ecke nach der Stechbahn hin, Nr. 19, war das Haus der Devrient, das Geburtshaus Ludwig Devrient's, damals ein Galanteriewaarenladen, in welchem es so verschiedene Gegenstände gab, wie z. B. eine Anzeige in der „Voss. Ztg.“ vom 3. December 1768 besagt: „Bey Kaufmann Devrient, unter der Stech-

bahn, an der Ecke der Brüderstraße, sind fertige Pelzenveloppen, wie auch ökonomische Lampen um einen billigen Preis zu haben." Hier aber auch waren die beiden ersten Gasthöfe des damaligen Berlins, der „König von England" und dicht daneben die „Stadt Paris", in welcher Graf Mirabeau kurz vor dem Tode Friedrichs d. Gr. wohnte. Lessing schon hat sie gekannt und eines derselben vor Augen gehabt, als er die Handlung seiner „Minna von Barnhelm" in das Wirthshaus „zum König von Spanien" verlegte. Ein junger Lübecker Weinhändler, der im Winter des Jahres 1776 eine Reise nach Berlin unternahm und in der „Stadt Paris" abstieg, hat in seinem Tagebuch darüber Folgendes verzeichnet: „Das Hôtel, die Stadt Paris, das vornehmste und größte, was damals Berlin hatte, war ein palaisartiges Gebäude, nach dem Hofe mit zwei Flügeln und einem Quergebäude für Wagen und Pferde . . . Es war schon sechs Uhr am Abend, als wir anlangten, und keines dieser weiten, sechzehn Fuß hohen Zimmer fanden wir geheizt . . . Mit einem Male vernehme ich auf der Gasse vor unserem Logis eine Janitscharen-Musik. Gleich darauf kommt ein Hautboist ins Zimmer und fordert dieser Musik wegen eine Belohnung: sie hätten es sich zur Pflicht gemacht, wenn vornehme Herrschaften in Berlin einträfen, daß sie diesen sogleich zum Vergnügen ein

Ständchen brächten*)." Jetzt freilich werden die Fremden in Berlin nicht mehr mit Musik empfangen; aber die „Contributionen", über welche der junge Lübecker sich beklagt, mögen darum nicht geringer geworden sein. „Sollte dieses also fortgehen, dachte ich, so wird deine Kasse bald geleert sein." — Hier endlich, in der Brüderstraße, war der Maurer'sche Weinkeller, Lessing'schen Andenkens; und diesem gerade gegenüber stand das Haus Friedrich Nicolai's.

Nicolai hatte das großmächtige Ministerhôtel zu einem bequemen Bürgerhaus umbauen lassen, und zwar durch Zelter — auch dieser in seiner Art ein Berliner Typus, kein Berliner Kind, wie Nicolai, jedoch nicht weit davon, aus Petzow bei Potsdam — ein Maurermeister seines Zeichens, der sein Handwerk mit unverdrossenem Fleiß ausübte, daneben aber mit einem so großen Talente für die Musik begabt, daß er schon damals ein beliebter Liedercomponist war, und im Jahre 1800, nach seines Lehrers Fasch Tode, Director der Singakademie wurde. Wer hätte nicht seine Freude an dieser derben, breitschultrigen Gestalt, diesem märkischen Orpheus, dem Goethe mit dem brüderlichen „Du"

---

*) Kurd von Schlözer, General Graf Chasot. Zur Geschichte Friedrich's des Großen und seiner Zeit. Zweite Aufl. S. 183. 184. Berlin, 1878.

sein ganzes Herz gab, und der dem Buchhändler Nicolai sein Haus baute? Aus einem einzigen Speisesaale wurden vierzehn verschiedene Pièçen gemacht; dennoch blieben drei Säle übrig, für die Bibliothek, für die Musikaufführungen und für die Geselligkeit. Nicolai machte freilich nicht in dem Sinn „ein Haus", wie Mendelssohn; dafür aber gab es, statt der zugezählten Mandeln und Rosinen, opulente Mittags- und Abendschmäuse und einen Kreis vergnügter Gäste rings um die Tafel, unter denen die Literatur regelmäßig durch Ramler, Göcking, die Karschin, Engel vertreten war, und neben dem künftigen Director der Singakademie, Zelter, der Director der Akademie der Künste, Chodowiecki, der treffliche Maler mit dem vollen, jovialen Gesicht und den verschmitzt lächelnden Augen selten fehlte. Denn wenn Nicolai hart arbeitete, so wollte er auch etwas davon haben; und wie sämmtliche Bücher seiner Bibliothek eine von Chodowiecki gezeichnete und gestochene Vignette trugen: ein kleiner Genius hält ein großes Buch, in dem ein anderer Genius buchstabirt: „Friderici Nicolai et amicorum", so mußten die Freunde sich alle Woche wenigstens einmal in seinem gastlichen Hause versammeln, um mit ihm gut zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein. Er war eine höchst gesellige Natur und bis zuletzt Mitglied jenes Montagsclubs, der im Jahre 1749

gegründet ward und, soweit meine Nachrichten reichen, im Jahre 1870 noch existirte. Ursprünglich nur aus acht Personen bestehend, hatte dieser Club sich allmälig zu einer Gesellschaft erweitert, welche die vorzüglichsten Gelehrten, Musiker, Künstler und Beamten Berlins umschloß, unter diesen auch Wöllner, bevor er Staatsminister und fromm geworden, ein Mitarbeiter der „Allg. Deutschen Bibliothek", der er nachmals in den Jahren des Religions- und Censuredictes das Leben so sauer machte, daß sie, bis zur Aufhebung dieser Edicte bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., sich zur Emigration nach Hamburg entschließen mußte. Sulzer und Ramler hatten dem Club seit seinem Beginn angehört; Lessing war 1752, Nicolai 1756 hinzugetreten. Er hat sie alle überlebt, die Genossen seiner Jugend; mit einer neuen Generation beging er das fünfzigjährige Stiftungsfest des Clubs, und nachdem, im Jahre 1804, der Begründer desselben, der biedere Schweizer Schultheß als Pfarrer in Mönchaltorf bei Zürich verstorben war, ward Nicolai sein Senior. Bis in sein höchstes Alter besuchte er den Club, dessen Local damals in der Mohrenstraße war; und in dem „Ehe- und Hauskalender", welchen die Freundinnen und Freunde des Nicolai'schen Paares zur Feier der silbernen Hochzeit überreichten, fand sich unter „Montag" ein für allemal die Bemerkung:

„Der Montag ist das ganze Jahr des Herrn Nicolai großer Club.“

Der Lebensabend dieses braven Mannes war nicht so freundlich, wie man es ihm wohl gegönnt hätte. Das Bild vor jenem Kalender zeigt ihn noch behaglich in seinem Lehnstuhl, eine Zeitung in der Hand, einen Globus neben sich, inmitten der Seinen. Aber wer lange lebt, muß sich darein ergeben, viel zu verlieren. Es starb die vortreffliche Gattin, „mich erdrückt die Last des herben Kummers,“ schrieb er damals an Ramler; aber es starben ihm auch, eines nach dem andern, alle seine Kinder, Töchter und Söhne, in ihrem besten Alter; und obwohl nun der Schwiegersohn Parthey mit den Enkeln zu dem Alleinstehenden zog, so war es doch nicht mehr das alte Haus, das alte, durch Geselligkeit und Musik verschönte Leben. Stille geworden war es in diesen Sälen, durch welche nur noch die Schatten von Ehedem wandelten; nicht einmal das heranwachsende Geschlecht durfte sie mit seinem Jubel erfüllen. Denn das Unglück des Vaterlandes erstickte bald die Stimme kindlicher Lust, wie es den Blick des Greises verdüsterte, der den fremden Eroberer, umgeben von seinen Marschällen, dort drüben, im Schlosse der Könige von Preußen, Hof halten sah. Die Tage der tiefsten Erniedrigung, nicht die der Erhebung und Befreiung sollte er erleben, dieser Alte, der den

großen Friedrich noch als Kronprinzen in seines Vaters Läden gesehen hatte. Trotzdem blieb er ungebeugt und, wiewohl von körperlichen Gebrechen heimgesucht, rastlos thätig. Er war nicht angenehm, der alte Nicolai, wie sein Enkel Parthey ihn schildert, eher mürrisch und schweigsam; aber dennoch einer der populärsten Bürger Berlins und selbst den jüngeren, einer ganz anderen Richtung angehörigen Literaten als der Jugendfreund Lessing's verehrungswürdig. Er hatte sich, zur Schonung seiner Augen, ganz mit Grün umgeben. Die Stube war grün tapezirt, Sopha und Stühle grün überzogen, er trug einen grünen Schlafrock, hatte des Abends einen grünen Lichtschirm und sogar die Wand eines Nachbarhauses, die bisher weiß gewesen, mußte grün angestrichen werden*). So saß der hohe Siebenziger lange noch an seinem Schreibtisch, in seinem Studirzimmer im ersten Stock, hinten heraus, gegen Süden, mit dem Blick in den kleinen Garten; mit den 268 Bänden der „Allg. Deutschen Bibliothek“ vor sich, mit den Bildnissen aller berühmten Zeitgenossen, von Rabener bis auf Alexander von Humboldt an den Wänden, mit zwei Bücherschränken zu beiden Seiten und einem kleinen tafelförmigen Clavier, auf welchem er manchmal Choräle spielte; und so un-

*) Parthey, S. 53. 55.

gefähr habe ich Alles noch gesehen und selbst das alte Clavier gab mir, ich vermag es nicht zu schildern, welchen schwachen, klagenden Laut der Vergangenheit, als ich, an einem schönen Sommertage von der gegenwärtigen Bewohnerin dieser Räume, Frau Veronica Parthey, der Urenkelin Nicolai's, freundlich darin empfangen ward.

Nicolai's gibt es nicht mehr in Berlin; aber eine junge Generation der Parthey's, aufwachsend an der zeitgeheiligten Stätte, verheißt diesem echten Berliner Bürgergeschlecht noch eine lange Dauer. Auch der Buchhandel florirt noch in diesem Hause, der Nicolai'sche Verlag und das Nicolai'sche Sortiment. In den letzten Jahren Friedrich Nicolai's war Johannes Ritter, der ältere Bruder des berühmten Geographen Karl Ritter, Disponent des Geschäftes, und blieb es lange noch, als es nach Nicolai's Tod in die Hände seines Schwiegersohnes, des Hofraths Parthey, übergegangen war. Von diesem erhielt es 1825 sein Sohn Gustav, der 1858 das Sortiment und 1866 den Verlag veräußerte. Seitdem sind beide getrennt, aber noch immer in dem Hause der Brüderstraße Nr. 13 und zwar in den identischen Räumen: das Sortiment (Vorstell & Reimarus) mit seinem großartigen Lesezirkel von 500,000 Bänden gleich vorn linker Hand, der Verlag (R. Stricker) mit seinen vor-

trefflichen Werken, namentlich pädagogischer Richtung, hinten im Hof.

Zweistöckig, mit stattlicher Front, in seiner Verbindung von Geschäftshaus und Wohnhaus, macht es auf den Eintretenden noch ganz den Eindruck der guten alten Zeit, wo man Platz hatte, sich mit einiger Bequemlichkeit zu bewegen. Eine breite Holztreppe mit geschnitztem Geländer führt von dem Flur in die oberen Etagen. Der Hof ist geräumig, mit den Galerien um den ersten und zweiten Stock, welche Zelter gebaut hat. In der Mitte des Hofes ist ein kleines Beet mit einem Bäumchen darin; und um die Fenster des Comptoirs rankt Weinlaub. Hier ist es kühl und angenehm, auch an den heißen Sommertagen, als ob ein Hauch des vorigen Jahrhunderts uns anwehe; man fühlt sich weit entfernt von dem heutigen Berlin. Aus dem Fenster sieht man in den Garten, in welchem Linden stehen und ein alter Nußbaum, welchen Nicolai noch gepflanzt. An der Wand über dem Sopha hängt sein Porträt, ein Pastellbild, welches ihn mit wohlwollendem Gesicht, hoher, zurücktretender Stirn und weißem Haare zeigt, in der Tracht vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts: blauem Frack mit übergeschlagener weißer Weste. Verlagsartikel des alten Herrn, viele davon jetzt Unica, kamen zum Vorschein aus entlegenen Gewölben, und Alles vereinigte sich, mir ihn, seine

Zeit und Zeitgenossen nahe zu bringen, wie in einem schönen Sommertagstraum.

In dieser Stimmung besuchte ich seine ehemalige Wohnung im ersten Stock; ich ging die Holztreppe hinan, in deren Stufen leichte Eindrücke anzudeuten scheinen, daß hier eine Generation nach der andern auf- und abgestiegen. Ein eigner Reiz und Zauber webt um solch' alte Wohnungen. Es weht ein sanfter Blumengeruch in ihnen, wie von Waldmeisterkränzen, die lange ihren Duft noch behalten, auch wenn sie schon verwelkt sind. Die weißlackirten Thüren, der Tritt vor dem Fenster, die altmodischen Möbel, die mancherlei kleinen Andenken, Porzellan und Bücher und Bilder und das Halbdunkel, das in allen diesen hohen Räumen herrscht, sie geben zusammen uns das Bild und Gefühl der Wirklichkeit, aber einer weit entrückten. Frau Veronica Parthey war meine gütige, geduldige Führerin. Im Vorzimmer hängen Familienporträts, zwei von Nicolai, ferner das seiner Gemahlin, seiner Freundin Elisa von der Recke, die so gut wie zur Familie gehörte, beide von Graff gemalt. Sie haben Etwas, was an die Frauenporträts von Sir Joshua Reynolds erinnert. Die beiden Porträts, welche Nicolai, das eine als Dreißig-, das andere als Fünfzigjährigen darstellen, haben ganz die charakteristische Bildung des Kopfes, die sich in dem Bilde des Greises unten

im Comptoir wiederholt: die zurücktretende Stirn und das vorspringende Kinn; man kann die Thatkraft, ja Hartnäckigkeit aus dem Gesichte dieses Mannes lesen, das im Uebrigen voll von Güte ist. Auch eine Copie der Schadow'schen, wenn ich nicht irre für die Kgl. Bibliothek angefertigten Büste befindet sich in diesem Zimmer. Zu jedem Bild an der Wand, jedem Buch auf dem Tische (darunter auch jener „Fünfundzwanzigjährige Ehe- und Hauskalender") gab Frau Parthey mir den wünschenswerthen Commentar. Sie geleitete mich durch einen langen Gang, wo einst die Bibliothek Nicolai's aufgestellt war und eine alte Uhr noch mit demselben Ticktack und Silberklang, den einst, vor hundert Jahren, Nicolai und die Seinen gehört haben, die verrinnenden Stunden zählt. Aus dem Gang gelangt man in das Arbeitszimmer Nicolai's, das noch ganz erhalten ist, wie er es verlassen hat, mit den Bänden und Büchern, den Mappen und Folianten, dem Schreibtisch, dem Spinett und einem Kasten, in welchem das Brautgewand seiner Gattin aufbewahrt wird. Bis hier herauf reichen die Baumwipfel des Gartens, und es ist ein gar liebliches Rauschen in dieser Einsamkeit, wenn der Sommerwind sie bewegt. Auf einer kleinen Treppe steigt oder klettert man zu den oberen Räumen, in welchen ich noch die ganze Bibliothek Nicolai's beisammen

sah, die seit Kurzem (Februar 1886) von der Hamburger Stadtbibliothek erworben worden ist und nun dort, in den hohen luftigen Sälen des Johanneums, einen würdigen Platz gefunden hat. Das Hamburg des vorigen Jahrhunderts hat sich um Lessing so verdient gemacht, daß ich, vor allen andern Städten, dieser unsern Nicolai gönne, wenn wir ihn denn einmal nicht behalten konnten. Mir aber wird es eine liebe Erinnerung sein, diese zahllosen Reihen von Büchern, alle in gelbes Papier gebunden, mit den Titeln auf dem Rücken von Nicolai's eigner Hand und mit dem „Friderici Nicolai et amicorum“ auf der Innenseite des Deckels, noch in den Dachkämmerchen von Nicolai's Haus in der Brüderstraße Nr. 13 gesehen zu haben.

Nicht sehr weit davon entfernt, etwas mehr gegen Süden, ist die alte Jakobstraße; bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine Landstraße, die von dem Rixdorfer Damm nach den Chausseen von Tempelhof und Schöneberg führte, spät erst bebaut, ist sie wesentlich eine Straße des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar vom Ende desselben. Erst 1780 erhielt sie ihren heutigen Namen. Unter den Neubauten, die jetzt auch hier überall emporschießen und den Charakter dieser Straße bald genug verwischt haben werden, findet sich doch noch manch altes, niedriges Haus mit den Zierrathen eines längst ver-

änderten Geschmacks; und fast an ihrem östlichen Ende liegt die Luisenstadtkirche, gebaut im Jahre 1794. Es ist ein einfaches, schmuckloses Gotteshaus, klein und bescheiden, weiß getüncht, mit einem Glockenthurm an der Vorderseite, der das schräge Dach nicht viel überragt. An das rings umgitterte Kirchlein stößt der alte Kirchhof, welcher aber seit dreißig und mehr Jahren als solcher nicht mehr benutzt wird. Er ist jetzt ein Spielplatz für die Kinder und eine Art von Familienpark für alle Angehörigen dieser Parochie, mit alten schattigen Bäumen und Rasenplätzen, mit Ruhebänken und sauber gehaltenen Kieswegen, widerhallend, wenn man gegen Abend kommt, von fröhlichem Getümmel, in welches zuweilen, von der Kirche her, die Orgel schallt. Am Pförtchen, durch welches man hereintritt, steht ein Gemeindediener, welcher auch Fremde gern hereinläßt, wenn sie es wünschen. Jedes Gemeindemitglied aber hat, wie seinen eigenen Schlüssel, auch seinen eigenen Tisch, Bank oder Stühle auf diesem ehemaligen Gottesacker; und ein jedes dieser Möbel ist, in Abwesenheit des Besitzers, entweder an den dahinter stehenden Baum festgebunden oder zierlich angekettet und mit einem Schloß versehen. Auch kleine verschlossene Kommoden finden sich in diesen sommerlichen Familiensitzen; und manche sind mit einem Stacket eingefaßt oder von einer Laube

überdacht. Nur noch selten sieht man hier oder dort eine vereinzelte epheubedeckte Grabstätte oder eine Graburne oder ein rostig gewordenes schwarzes Kreuz, dessen Inschrift schwer zu entziffern ist. Hier nun kann man an schönen Sommerabenden die Familienväter, ehrbare Handwerksmeister der Nachbarschaft, mit den Ihrigen sitzen sehen, unter den Ahorn- und Kastanienbäumen, an sauber gedeckten Tischen, auf welchen der mitgebrachte Mundvorrath appetitlich ausgebreitet wird und ein Fläschlein Bier oder zweie nicht fehlen; und hier verzehren sie, fröhlich und guter Dinge, unter Gottes freiem Himmel, ihr Abendbrod auf einem Stück Grund und Boden, in welchem ihre Vorfahren ruhen und über welchem hin ihre Kinder sich jagen, mit den Vögeln in den Zweigen um die Wette jauchzend, bis um halb neun das Glöckchen des Gemeindedieners das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Auf diesem Kirchhof war einst das Grab Friedrich Nicolai's. Es ist nun eben so wenig mehr zu finden wie eins der andern. Aber an der Kirche, vorn, wenn man von der Straße kommt, unter den hohen Fenstern, rechts von der Thür, ist ein schwarzes Eisentäfelchen, mit vergoldeter Umrahmung, in die Mauer eingelassen, und darauf liest man die Inschrift:

Friedrich Nicolai,
geb. 18. März 1733,
gest. 8. Jan. 1811.

Und einmal noch mach' ich mich auf den Weg. Es ist wieder Juni, die Zeit der Linden- und Rosenblüthe. Zwei Jahre sind es, seit hier, im Innern von Alt-Berlin, der erste Hammerschlag gethan; zwei Jahre sind nicht viel, nicht einmal in Berlin, wo doch Beides so rasch geht, das Zerstören und das Wiederaufbauen. Und dennoch, wie manchen Tag in Herbst und Winter bin ich zwischen Ruinen gegangen! Nun aber, in der hellen Mittagsonne, fluthet das Leben aufs Neue, scheint Alles zu wachsen und dem Lichte sich entgegen zu heben. Aus sommerlichem Dufte treten die großen Gebäude heraus, das Museum und das Schloß und der Dom mit seiner Kuppel, es rauschen die Springbrunnen, und die kleinen Bäume dort unten im Schatten an der Spree, so jung neben all' dem alten Gemäuer, neigen sich nach dem vorüberziehenden Wasser. Es ist eine flüssige Transparenz, ein leicht verschleierter Glanz in der Luft, und der überall durchbrechende Schimmer leuchtet an den Häusern hinauf, schlüpft hier und dort mit einem goldnen Strahl in das Dunkel eines Hofes oder einer Einfahrt, glitzert wie hüpfende Funken in dem Riemenzeug und Geschirr der vorübertrabenden Rosse, spiegelt sich in den Augen und Gesichtern der Menschen und auf dem feuchten Trottoir der Straßen. Auch meine Gegend, von der Burgstraße bis weit hinunter, wo die Kuppeln und

die Thürme des Nordens und des Ostens in einem durchsichtigen Nebel verschwimmen, trägt dieses sommerliche Frühgewand, mit seinen Enden gleichsam aufflatternd im lustigen Morgenwind. Freudig athmet es sich in solch' einer Stunde; das Gegenwärtige, das, was uns umgibt, wird wie Etwas, das uns persönlich angehört, und leicht schreitet es sich dahin unter all' diesen frohen Gebilden der Zukunft und Ferne.

Werden wir sie noch vollendet sehen, die neue Straße des Kaiserlichen Berlins; und wenn sie vollendet ist, wird nicht erst ein kommendes Jahrhundert sich ihrer in Wahrheit erfreuen? Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts, die Ihr jetzt noch mit den Schulmappen um uns herum lauft, für Euch haben wir sie gebaut; Euch überlassen wir sie, zufrieden damit, das Andenken des Alten bewahrt zu haben, das wir Eines nach dem Andern stürzen und hingehen sahen.

Dort drüben, überm Wasser, ist man beschäftigt, ein Stück gothischen Mauerwerks, das sich dicht an das Schloß duckt, einen einsamen Giebel und Fensterhöhlen, durch welche der jenseitige Himmel durchscheint, mit allerlei Sparren und Stangen und Leitern zu umgeben: es ist der übrig gebliebene letzte Rest der Schloßapotheke, den man zum Andenken erhalten

will*); und hier, im und am Wasser, beginnen, mit der Verschälung des Ufers, die ersten Arbeiten zur neuen Brücke, der Kaiser-Wilhelmbrücke. Wo die kleine Burgstraße war, sind hinter den Bretterwänden die colossalen Paläste schon fertig, welche den pompösen Eingang zur Kaiser-Wilhelmbrücke bilden werden, und wo das Joachimsthal'sche Gymnasium war, steht der herrliche Sandsteinbau der Waarenbörse, das Säulenportal der Fondsbörse zugekehrt. Jetzt bietet sich mir ein großer, lang erwarteter, aber dennoch überraschender Anblick: die Marienkirche, jahrhundertelang von den um sie herumgebauten Hausern gänzlich zugedeckt, so daß man nur den oberen Theil des Thurmes sah, steht jetzt in ihren einfachen, aber ehrwürdigen Formen völlig frei vor mir — und nicht lange, so wird vor ihr das Standbild Luther's sich erheben, des „bibelentfaltenden" Luther's, für immer die trüben, mittelalterlichen Erinnerungen bannend, die noch an dieser Stätte der Scheiterhaufen und Blutgerüste haften mögen.

---

*) Er hat jetzt, nach der Seite der Kaiser Wilhelmstraße hin, einen neuen Erker erhalten, dessen Brüstung die brandenburgische Kurfürstenkrone und den preußischen Adler trägt. Am obern Theil erblickt man zwei Engelsfiguren mit einem Kranz von Eichenblättern, in denen man die Jahreszahlen „1598" und „1886" liest.

Anmerkung vom November 1886.

Der angrenzende Theil der Papenstraße ist nicht mehr; die fortschreitenden Plankenzäune, diese Vorboten und sicheren Verkündiger des nahen Falls, haben mein liebes Kneipchen schon erreicht, welches tapfer bis zuletzt Stand gehalten und mit einem traurig-fröhlichen Festmahl in einer feuchten Frühlingsnacht sein Dasein beschlossen hat. Wie wird diese Nacht mir im Gedächtniß bleiben, mit ihren Tischreden von Windthorst und Rickert, die wie gute Nachbarn zur Rechten und Linken des trefflichen Gastgebers, Directors der Brauerei, Fr. Goldschmidt, saßen, der Eine darüber nachdenkend, daß er hier auf den Grundmauern eines bischöflichen Palastes weile, der Andre sein Gesicht gleichsam der künftigen Lutherstatue zuwendend. Heute seh' ich es zum letzten Mal, verödet steht es da, verlassen von den Wirthen und den Gästen, die weiße Laterne nicht länger mehr winkend, die Thüren verschlossen, die Fenster bestaubt . . . Lebe wohl, du kleines Stück Gemüthlichkeit im alten Berlin, das Eine geht mit dem Andern, und —

Wo treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Das Werk der Zerstörung ist schon bis in den Marienkirchhof gedrungen, wo noch, finster und von der Last der Jahrhunderte niedergebeugt, das alte Steinkreuz steht, das an den Mord des Propstes zu

Bernau erinnert. Hier blickt man abermals auf eine Stätte der Verwüstung mit übereinandergeworfenen Stein- und Balkenhaufen und zusammengestürzten Häusern. In dem einen derselben fand sich eine kleine Kapelle eingebaut, offenbar die Kirchhofskapelle; in einem andern die alte Kirchhofsmauer als Hinterwand benutzt. Hier endlich stieß man auch noch tief in der Erde auf die verrosteten eisernen Krammen des Schlagbaumes, mit welchem Abends die Stadt gegen die Juden gesperrt wurde. Kleiner Jüdenhof, Kalandshof und Königsmauer, Nichts ist mehr davon vorhanden; offen und frei liegt Alles, und durch die prächtig verbreiterte Neue Friedrichstraße schweift der Blick schon unbehindert bis zum Alexanderplatz. Welcher alte Berliner würde ihn wiedererkennen?

Einst die Esplanade vor dem Königsthor, zu Friedrich's d. Gr. Zeiten ein Sand- und Exercierplatz, kümmerlich bebaut, und auch das noch auf königliche Kosten oder mit königlicher Unterstützung, seine beiden vornehmsten Gebäude, das Arbeitshaus (gebaut von Boumann dem Vater, 1756—1758) und der Stelzenkrug (ein „Krug" oder ländliches Wirthshaus, das ursprünglich der Invalidenanstalt gehörte, daher der Name) — so war die „Contrescarpe", seit 1805 dem Kaiser von Rußland zu Ehren Alexanderplatz genannt, und nicht viel besser haben wir diesen

Platz noch vor zwanzig, dreißig Jahren gesehen. Jetzt sind die Königscolonnaden, mit ihren Säulen und Rococofiguren dicht anstoßend an den Stadtbahnhof Alexanderplatz, der einzige Rest jener Zeit, und der Platz selber das Centrum des Ostens von Berlin geworden — ein Platz des Fremdenverkehrs mit zahllosen Läden und Magazinen, einem Theater, einer spanischen Bodega und einer bairischen Bierhalle, im Dämmerlichte der Stadtbahnbögen und mit dem Rollen der Züge von fünf zu fünf Minuten; — ein gewaltiger Wagenpark von Omnibussen und Pferdebahnwagen, aufgefahren zu beiden Seiten und stets in Bewegung; die Hauptstraßen der Königstadt und ehemaligen Vorstädte mit ihrem ungeheuren Menschen- und Frachtenstrom von allen Richtungen her einmündend; das riesige Grand Hôtel Alexanderplatz mit seinem weltstädtischen Restaurant und Wiener Café an der Stelle des alten Stelzenkrugs; der endlose Bauzaun des Polizeipräsidiums, fast die ganze Länge der unteren Alexanderstraße flankirend, an der Stelle des alten Arbeitshauses — das graue Viereck, von der Neuen Friedrichstraße her, jetzt das Landgericht I und ehemals das Cadettenhaus, an welchem Ramler Professor war, und dessen Hof und Garten bis an den nunmehr zugeschütteten Königsgraben reichten, darüber die Stadtbahn und dahinter die Thürme der Klosterstraße, herabschauend auf das be-

täubende Gewühl — das ist der Alexanderplatz in seiner heutigen Gestalt. Noch effectvoller ist der Anblick am Abend, wenn man etwa mit einem der Vorortzüge der Stadtbahn aus der Dämmerung einer der umliegenden Dorfschaften, unter einem bis dahin dunklen Himmel, in das Weichbild der Stadt eintritt, mit den mannigfachen Gestaltungen von Häusern und Dächern, die sich immer dichter zusammenschieben, mit vorüberfliegenden Straßen, die man in der unsichern Beleuchtung nicht erkennt, und langen Laternenreihen, welche auftauchen und verschwinden, mit den hohen Wölbungen der Stadtbahnhöfe, durch welche, schimmernd von bläulicher Helle, die Wagen wieder in die Nacht hinausfahren, bis plötzlich dieser Platz erscheint mit den Hunderten seiner Lichter, Lichter von allen Farben, grüne, blaue, rothe, vorüberhuschend an Pferdebahnwagen und Omnibussen, Gasflammen, gelb wie mattes Sonnenlicht, und, Alles überstrahlend, das elektrische Licht, welches die mächtigen Gebäude ringsum in blendendem Glanze zeigt, die Gliederung der Stockwerke, jeden Mauerzierrath des großen Hôtels, die Masse des Stadtbahnhofs und die flimmernden Goldinschriften über den Läden.

— — Aber es ist Mittag, ein träumerisch weicher Sommermittag, und überall hängen die Linden voller Blüthen. Der Duft begleitet mich,

die laulich bewegte Luft trägt ihn durch die Straßen; ich schreite zurück, halb unter Ruinen, halb unter neuen Häuserblöcken, und der Stadtbahn folgend, stehe ich nun vor einem Bogen, der mir ein gar anmuthiges Bild einrahmt: den Monbijouplatz mit seinem Schloß und Garten. Nicht mehr ganz ist dieser Platz der weltentlegene stille Winkel, der er noch vor wenigen Jahren war. Sonst, wenn man über die Herkulesbrücke kam, die mit ihren Colossal-gruppen — das Werk von Langhans und Schadow, den Schöpfern des Brandenburger Thors und ungefähr derselben Zeit (1787—1789) entstammend — einst das Wunder unserer Stadt waren, dann hatte man zur Seite die Neue Promenade, damals wirklich noch Etwas von dem, was ihr Name besagt. Vor den kleinen, traulichen Häusern, die hier standen, und in deren einem Fichte gewohnt, waren grüne Bäume und am Wasser waren Gärten, in denen Cypressen wuchsen und Rosen blühten.

Auch dieses Idyll hat die Stadtbahn zerstört. Jetzt sind hier keine grünen Bäume, keine Gärten, keine Cypressen, keine Rosen und unter der Herkulesbrücke kein Wasser mehr. Sogar die Denktafel, welche das Haus Fichte's bezeichnete, ist verschwunden; was könnte sie auch, an eine dieser hochgethürmten Miethskasernen geheftet, uns sagen? Aber fast unverändert in seiner seltsamen Dreieckgestalt ist

der Monbijouplatz, wie er unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. entstanden. Denn das Schloß ist älter als der Platz; es lag wie auf dem Lande, und der „Platz bei Monbijou" war ungepflastert und spärlich bebaut, mit einer hölzernen Brücke über dem Festungsgraben, wo nun, seitdem dieser ausgefüllt worden, die Herkulesbrücke auf dem Trocknen liegt. An der Ecke des Monbijouplatzes ist noch eines jener „Frey-Häuser"*), aus der Zeit, wo diese Gegend, vom Anfang der Oranienburger Straße bis jenseits der Spree zum Weidendamm, die „Monbijou-Freyheit" war; und neben dem Schloß ein andres, ein weitläufiger, wettergeprüfter

*) Ein Freihaus — oder wie man es auf den wenigen noch erhaltenen dieser alten Häuser geschrieben sieht: „Frey-Haus" — ist ein solches, welches ursprünglich entweder zu einem der Königl. Schlösser gehörte (auf dem Schloßplatz, der Stechbahn und Schloßfreiheit), oder auf Königlichem Grund und Boden (wie hier bei Monbijou) erbaut war. Diese Häuser sind frei von Einquartirungslast und gewissen andern Abgaben, hatten dagegen aber die Verpflichtung, „wenn fremde Herrschaften" nach Berlin kamen, das Gefolge zu logiren, Betten für dasselbe zu liefern und es zu beköstigen, was später, in unseren weniger patriarchalischen Zeiten, in einen Geldbetrag verwandelt wurde. Man vergl. Mila, Berlin, S. 95. — Als Mila schrieb, vor bald sechzig Jahren, gab es noch an fünfhundert dieser Freihäuser, deren Zahl seitdem, nach Ausweis des letzten Verwaltungsberichts der städtischen Steuer- und Einquartirungsdeputation (1886), auf fünfzehn herabgesunken ist.

Bau, gegenwärtig dem Eisenbahnfiscus gehörig, einst die große, aus Staatsmitteln (1764) erbaute Fabrik für halbseidene Zeuge und türkische Teppiche — lange im Besitz der Firma Hotho und Welper, zuletzt Hotho — das Haus, in welchem der bekannte Kunsthistoriker dieses Namens, Hegelianer und seiner Zeit eine Zierde der Berliner Universität, 1802 geboren worden, und 1873 gestorben ist. Seitdem ist freilich nicht viel die Rede mehr weder von Hegel auf dem Monbijouplatz noch von Fichte auf der Neuen Promenade, noch von Beiden in Berlin überhaupt. Eine schmale sandige Gasse, damals wie heute ohne Häuser, nur mit einem morschen Holzgeländer, die Ueberfahrgasse, führt hier, zwischen dem Schloß und dem alten Manufacturhaus, zum Wasser. Jetzt vereinsamt und ausgestorben, war diese Gasse damals eine Kahnstation zur Ueberfahrt nach dem Weidendamm, besonders belebt an den Sonntagnachmittagen, wenn die Leute von drüben kamen, um die Pantomimen im „Comödienhaus bey Monbijou" zu sehen, dessen Ueberreste noch zu Mila's Zeit (1829) existirten, jetzt aber durch einen Gebäudecomplex am Schneidepunkt der Oranienburger Straße bedeckt werden.

An alles Dies erinnert der Monbijouplatz. Man spürt noch den leisen Athem der Vergangenheit; aber man ist ganz darin, wenn man den Monbijougarten betritt.

Unter dem sommerlichen Dunkel dieser Bäume, der Linden und breitblätterigen Ahorne, der Akazien und Kastanien, in der Mittagsstille, geht der Geist des vorigen Jahrhunderts um. Nymphen und Najaden stehen am Wege, Blumengöttinnen mit spielenden Kindern lächeln herab von den verdeckten Säulengängen und über dem Schlößchen, von Eosander von Goethe zu Anfang des Jahrhunderts erbaut und ein wenig an Trianon erinnernd, hoch über dem Dach, ist das Zeichen einer Sonne, von Goldblech, eigenthümlich schimmernd in dem mattblauen Mittagshimmel. Langgestreckt, mit nur einem Erdgeschoß, mit Fenstern, die bis an den Boden reichen, mit schmalen Treppenstufen davor, war dieses Schlößchen der Wittwensitz von Friedrich's d. Gr. Mutter, der es König Friedrich I. schon als Kronprinzessin geschenkt hatte. Sie nannte es: „Mon Bijou", nach der Sitte jener Zeit und vielleicht mit einem leisen Anklang an das heimathliche „Mon Brillant" in Hannover. Als Sophie Dorothea, 1757, starb, stand das Schloß leer, bis es, gegen Ende des Jahrhunderts, die Sommerresidenz der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. ward, die es nach den Zeichnungen des Oberbauraths Unger mit seinen Vorhallen und Portiken, am Eingange des Gartens, so herstellen ließ, wie wir es heute noch sehen. Seitdem aber ist es unbewohnt; jetzt befindet sich darin das Hohen-

zollern-Museum, ihm gegenüber erhebt sich die neuerbaute St. Georgs-Kirche für den englischen Gottesdienst und in eines der ehemaligen Cavalierhäuser hat man die Schloßapotheke verlegt, so daß diese, von einer gütigen Kurfürstin gestiftet, gleichsam noch immer unter dem Schutze von Preußens Königinnen steht.

Unter all' den Reliquien der Hohenzollerndynastie, bis über den Großen Kurfürsten hinaus, hier zu wandeln, durch die lange Reihe von Zimmern, deren Wände mit französischer Cretonne bespannt, deren Plafonds mit schönen Malereien oder Spiegeldecken verziert sind; oder durch die Galerie, wenn das Mittagslicht, vom Grün des Gartens gedämpft, zu den tiefen Fenstern hereinfällt: das ist wirklich wie ein Gang durch entfernte Jahrhunderte. Der kleine Park, nach der Stadtseite hin dem Publicum und namentlich den Kindern geöffnet, die hier ihre Spielplätze haben, ist nach der Wasserseite hin still und abgeschieden; nur selten vernimmt man die schattigen Gänge herauf den vereinzelten Schritt eines Spaziergängers. Ein Rasenplatz ist hier mit einem Bassin und einer Fontäne. Aber auch die Fontäne rauscht nicht mehr. Es ist Alles wie eingeschlafen, bis auf das Wehen des Laubes und das Zirpen der Vögel; und einschläfernd kommt, in der Mittagsluft, selbst der süße Geruch des Rothdorns herüber, den dort

am Wasser der große Friedrich gepflanzt, als er noch ein Kind war und unter seiner Mutter Augen hier spielte. Plötzlich aber ein dumpfes Poltern und Sausen — es ist die Stadtbahn, die hier auf zwei Bögen quer über den Garten und die Spree geführt ist. Ich trete an die Balustrade und blicke aufs Wasser und die überhängenden Weiden, letzte Schwestern jener längst verschwundenen, welche dem Weidendamm den Namen gegeben haben und einst vor hundert Jahren von Bernardin de St. Pierre so sehr bewundert worden sind „sur les bords de la Sprée, aux environs de Berlin“ *).

Schwäne rudern auf dem Wasser und in einem unter mir ankernden Spreekahn verzehrt ein Schiffer sein Mittagsbrot. Groß und herrlich ist von hier aus der Blick auf Berlin; auf die Säulenhalle gegenüber, welche die Nationalgalerie umgibt, und links, wo der Strom sich erweitert, auf die Friedrichsbrücke, mit ihrer rastlos hin und her sich schiebenden Kette von Wagen und Menschen; auf die Börse, die von Sonne strahlenden Dächer der Burgstraße und die

*) Man vergl. den schönen Aufsatz von Ernst Friedel: „Die alten Weiden von Berlin“, und Dr. Carl Bolle, den eminenten Pflanzenkenner der Mark, in seiner liebenswürdigen und lehrreichen kleinen Schrift: „Baum- und Strauchvegetation“, im Auftrage der städtischen Behörden für diese Kategorie der Botanischen Abtheilung des Märkischen Provinzial-Museums verfaßt.

beiden Thürme der Nicolaikirche. Ganz fern, vom Lichte des Mittags umflossen, aber so deutlich, daß man den ehernen Reiter das Roß unter sich zügeln sieht, erscheint das Standbild dessen, in dem wir den Schöpfer des preußischen Staates dankbar verehren; und ihm gegenüber, auch auf einer Brücke, das Bild eines Andern, den wir nicht minder lieben und verehren. Ist es Vision, ist es Wirklichkeit? Es hat etwas Geisterhaftes, sich das Alles vorzustellen in diesem Garten, der wie vom Mittagstraum befangen liegt. Aber ich vernehme sie schon, die wuchtigen Rammen, niederfallend auf die Pfähle im Wasser, welche die Kaiser-Wilhelmbrücke tragen werden; und das Reiterbild, welches den großen Ahnen auf der Kurfürstenbrücke grüßt, ist das Kaiser Wilhelm's.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Belgien und die Belgier.

Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880.

Von

Julius Rodenberg.

Octav. In englischem Leinwand-Umschlage 9 M.

Inhalt: Vorwort. — I. Die Reise nach Belgien. — II. Das Land und die Parteien. — Brüssel. — III. Das belgische Heer. — Die Presse. — Herr Frère-Orban. — IV. Die Julifeste. — V. Gent. — Die Sozialdemokratie in Belgien. — VI. Antwerpen. — Belgiens materielle Entwickelung seit 1830. — VII. Studien am Seestrand und Besuche in der Stadt. — Hendrik Conscience. — Charles Potwin. — Herr Rolin-Jacquemyns. — VIII. Der literarische Kongreß und die französisch-belgische Literatur. — IX. Zur vlamischen Literatur. — X. Die vlamische Bewegung. — Die neuere Malerschule und Musik. — XI. Das patriotische Fest. — Charles Rogier. — Der Kanonicus Haerne. — Der Baron Nothomb. — XII. Der historische Festzug. — Das Banquet der Bürgermeister. — Schluß.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

